.o.germ. 1816 f(2

Bedingungen.

Eichel

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20563.

Kloster Wadstein.

Historischer Roman.

Aus dem Schwedischen

von

C. Eichel.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1849.

[...]SCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Lindenau'sche Bibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Capitel XII.

Der Koch Olaus.

An demselben Abend, an welchem der Klosterraub ausgeführt wurde, wurden die Brüder und Schwestern des Klosters um die gewöhnliche Zeit zur Verrichtung des **Ave Maria** zusammengerufen. Sie kamen jedoch nicht weiter als bis an die Kirchenthür, denn Elisif hatte dieselbe bei ihrem Eintritt in die Kirche verschlossen, und außer dem Schlüssel, den sie bei sich führte, gab es keinen andern, der zu dieser großen Thür paßte. Man begriff nicht, warum Elisif so lange in der Kirche blieb; da aber das **Ave Maria** nicht verschoben werden durfte, so beschloß Vater Magnus nach vorheriger Berathung mit der Aebtissin, die Thür aufbrechen zu lassen. Ingegerd befürchtete, die

junge Nonne möchte in Folge der vielen erschütternden Auftritte, welche sie im Laufe der letzten Tage verlebt hatte, krank geworden sein und nun ohnmächtig oder gar todt auf dem kalten steinernen Fußboden liegen. Viele von den Nonnen waren über das Schicksal ihrer jungen Schwester bestürzt und bekümmert, aber auf den Gesichtern der meisten las man Verwunderung über diesen ungewöhnlichen Vorfall.

Mit Hülfe geeigneter Werkzeuge wurde die Thür bald geöffnet und sämmtliche Brüder und Schwestern traten in die Kirche, um die junge Nonne zu suchen, die man für krank oder todt hielt. Am Altar, wo man sie gewiß zu finden gedachte, war keine weitere Spur von ihr zu sehen, als die Lampe, welche sie bei sich gehabt hatte. Diese stand ausgelöscht am Boden. Kein Winkel der Kirche blieb undurchsucht, überall forschte man nach der Verschwundenen und rief ihren Namen; aber vergebens — nirgends eine Antwort, nirgends eine Aufklärung. Bestürzt über eine Begebenheit, die sie nicht begreifen konnte, nahm Ingegerd ihren Beichtvater Magnus auf die Seite und fragte ihn, was er von dieser Sache dächte. Der Mönch fand

keine Antwort, aber seine Wangen waren todtenblaß und seine herumirrenden Blicke zeigten so viel Schrecken, daß Ingegerd das Schlimmste zu fürchten begann.

— „Geh, Bruder" — sagte Magnus endlich zu einem der Mönche — „und frage die Wächter, die ich überall im Kloster und im Garten ausgestellt habe, ob sie heute Nachmittag keine ungewöhnliche Bewegung in der Kirche bemerkt haben. Frage sie auch, ob sie irgend Jemand aus der Kirche haben gehen sehen." —

Der Angeredete that, wie ihm geheißen war, und kam bald mit der Nachricht zurück, daß die Wächter nichts gesehen und gehört hätten, was Argwohn erregen könnte, und daß sie beeidigen wollten, Niemand habe an diesem ganzen Nachmittag die Kirche verlassen.

Die Anwesenden hatten diese Mittheilung kaum gehört, als sie alle das Zeichen des Kreuzes machten und eine Masse von Gebeten hersagten. Mehr als eine Nonne warf sich auf die Erde, bestürzt über das Wunder, was geschehen war; die Uebrigen sammelten sich um die Aebtissin, um ihre Meinung über diesen Vorfall zu hören. Manche von

den Nonnen flüsterte wie in Folge einer stillen Ahnung, daß es gewiß ein Engel Gottes gewesen sei, der ihre Schwester weggeführt habe.

Die Meinung der Nonnen, daß Elisif von einem Engel in den Himmel getragen worden sei, erinnert lebhaft an das alte Volkslied von „Herrn Karl oder der Klosterraub," das sich mit folgendem Vers endet:

„Und alle Nonnen im Kloster
Die sangen, Jede für sich:
Christ, sende auch mir einen Engel,
Der komme und hole mich!" —

Magnus und Ingegerd theilten jedoch die Ueberzeugung der übrigen Mönche und Nonnen nicht. Sie waren zur rechten Zeit von Sten gewarnt worden, daß ein Klosterraub beabsichtigt werde, und hegten deshalb den Verdacht, daß dieses Verbrechen wirklich begangen worden sei, obgleich sie nicht begreifen konnten, wie es ausgeführt worden war. Daß Elisif zuletzt in der Kirche gewesen war, wußte man Gewißheit. Aber auf welche Weise war sie daraus verschwunden? —

Während Magnus sich diese Frage wiederholt vorlegte, erinnerte er sich des Zusammenhangs, der nach Sten's Behauptung zwischen dem Aufent=

halt der beiden Fremden im Kloster und dem beabsichtigten Klosterraub stattfinden sollte. Er verließ deshalb die Kirche und begab sich nach dem entlegnen Gemach, welches den Fremden eingeräumt worden war. Die verschlossene Thür dieses Gemachs war nicht geeignet, sein Mißtrauen zu vermindern. Er klopfte an und verlangte Einlaß, allein er erhielt keine Antwort, obgleich er bei aufmerksamerem Lauschen ein Geräusch innerhalb des Zimmers zu hören glaubte, das einem tiefen Seufzer glich. Dieß veranlaßte ihn, sein Verlangen um Einlaß mit verdoppeltem Eifer zu wiederholen und demselben eine Aufforderung im Namen der heiligen Kirche beizufügen, augenblicklich die Thür zu öffnen, wenn man sich nicht allen Schrecken des Bannstrahls aussetzen wolle.

Ein schwaches Murmeln ließ sich aus dem Zimer hören.

— „Wer bist Du, der Du mit Deiner verbrecherischen Halsstarrigkeit der heiligen Kirche zu trotzen wagst?“ — rief der Mönch mit erhobener Stimme.

— „Zürnet nicht, ehrwürdiger Vater! Ich bin es nur.“ —

— „Wer bist Du? — Diese Stimme ist mir wohl bekannt.“ —

— „Sie muß Dir wohl bekannt sein, ehrwürdiger Vater. Ich bin ja Bruder Olaus.“ —

— „Olaus! Was höre ich! Was machst Du denn in diesem Zimmer?“ —

— „Warum ich hier eingeschlossen bin, das weiß der liebe Gott; aber wenn Du Mitleid mit mir hast, so laß mich so schnell als möglich heraus!“ —

— „Du bist also eingeschlossen? — Aber wer hat das gethan? — Und wo sind die beiden Fremden?“ —

— „Wenn irgend ein Mensch in eine Falle gerathen ist, so bin ich es gewiß, ich armer Kerl. Und was die beiden Fremden betrifft, so kenne ich ihren Aufenthalt nicht. Ich weiß nur, daß sie nicht hier sind.“ —

— „Aber wie kommst Du denn in dieses Zimmer und warum bist Du hier eingeschlossen?“ —

— „Das ist eine sonderbare Frage! Ich ging durch die Thür herein, bums — flog diese hinter mir zu und ich war gefangen.“ —

Magnus fand keine Veranlassung, eine Untersuchung weiter zu verfolgen, die zu keiner weiteren Entdeckung führen konnte, bevor die Thür aufgebrochen und Bruder Olaus genauer befragt worden war. Während er dazu Anstalten trifft, wollen wir zu Sten zurückkehren, den wir gleich nach der Einkleidungsfeierlichkeit verlassen haben.

Die neuen Qualen verbergend, die sich in seiner Brust gelagert hatten, eilte der Ritter, alle Ausgänge des Klosters zn besuchen und die überall aufgestellten Wachen zu verdoppelter Wachsamkeit aufzufordern; seine hauptsächliche Sorgfalt aber richtete er auf den Gang, der zu dem Zimmer der beiden Fremden führte. Er wußte bestimmt, daß sie nach der Einkleidung Elisifs in dieses Zimmer gegangen waren und dasselbe seitdem nicht wieder verlassen hatten. Seinem spähenden Blick konnte demnach keine ihrer Bewegungen entgehen.

Inzwischen schien nichts die Ruhe im Kloster stören zu wollen. Die gefürchteten Fremdlinge hielten sich völlig still, und außer Olaus, der ihnen ihr Mittagsessen hineintrug, nahte sich kein Mensch diesem Theil der Klostergebäude. Als Olaus aus dem Zimmer der Fremden zurückkam, fragte ihn

Sten, was diese vornähmen, allein der Mönch versicherte, er habe nichts Verdächtiges an ihnen bemerkt, und behauptete, außerdem habe er zu viel zu thun, um seine Zeit mit unnützen Geschwätz zu vergeuden. Von Olaus war demnach nicht viel zu erfahren und Sten glaubte mit Gewißheit, wenn der Mönch etwas Besonderes gesehen hätte, so würde er bei seiner augenfälligen Neigung zur Geschwätzigkeit unwillkührlich davon gesprochen haben.

Nach langem peinlichem Erwarten kam ein Bote mit der Nachricht zu Sten, daß ein Fremder an der Pforte warte, der den Ritter Sten suche. Aus der Beschreibung erkannte Sten ohne Schwierigkeit, daß dieser Bote kein anderer, als Olof sein konnte, der von seiner Sendung an Erich Kettilsson zurückkam. — „Laßt den Boten augenblicklich zu mir kommen!“ — sagte Sten vergnügt über diese Nachricht; allein man machte ihn darauf aufmerksam, daß die Aebtissin streng verboten habe, für jetzt noch mehrere Fremde ins Kloster einzulassen, als bereits daein wären. Sten hielt nun für angemessen, bei der Aebtissin die Erlaubniß für Olof, ins Kloster zu kommen, persönlich auszuwirken, und entfernte sich in dieser Absicht, jedoch

nicht ohne vorher einem der Wächter die größte Vorsicht während seiner Abwesenheit einzuschärfen.

Nach kurzer Zeit kehrte er mit der Erlaubniß der Aebtissin und in Olofs Begleitung zurück. Der Wächter meldete ihm, daß er während Sten's Abwesenheit nichts Auffälliges bemerkt habe und Niemand, außer Bruder Olaus, im Gange sichtbar gewesen sei; woher dieser aber gekommen oder wohin er gegangen sei, vermochte der Wächter nicht anzugeben.

Sten nahm nun den Platz des Wächters wieder ein und setzte sich auf eine im Gange befindliche steinerne Bank, indem er Olof aufforderte, ihm die Botschaft mitzutheilen, die er von Erich Kettilsson brachte.

— „Ich habe ausgerichtet, was Ihr mir aufgetragen habt, edler Ritter" — nahm Olof das Wort. — Ich bin bei Herrn Erich gewesen, obgleich nicht in dessen eigner Burg, denn bei meiner Ankunft daselbst war der alte Herr nicht daheim, sondern an die Grenze von Westgothland gereist, wo eine Zusammenkunft von mehreren Mißvergnügten gehalten wurde, wie man mir sagte. An dem angegebnen Orte fand ich ihn, umgeben von

Allem, was das schwedische Reich Edles aufzuweisen hat. Er empfing mich freundlich und schien meinen Worten aufmerksam zuzuhören; als ich aber ausgeredet hatte, erwiederte er lächelnd: — „„Ich habe viel Böses in meinem Leben gesehen, aber ich kann doch nicht glauben, daß die Bosheit ungestraft so weit gehen sollte. Ein Klosterraub ist leichter besprochen, als ausgeführt; und sollte er auch ohne besondere Schwierigkeit ausgeführt werden können, so müßte doch die Klugheit dem Günstling König Albrechts gebieten, sich wohl zu bedenken, ehe er durch einen solchen Schritt die Krone seines Herrn aufs Spiel setzt. Kehre zu dem Ritter zurück, der Dich gesandt hat, und sage ihm, daß die Mauern des Klosters Wadstein die junge Nonne hinreichend schützen und daß ich in dieser Beziehung fest auf die vorsichtige Ingegerd und auf den erfahrenen Magnus, meinen Vetter, vertrauen kann. Sage ihm auch, wenn Du willst, daß wir hier zu Lande, so lange wir auch in ausländischer Sklaverei geschmachtet haben, doch noch nicht so tief gesunken sind, um uns mit diesen fremden Abentheurern durch Blutsverwandtschaft zu verbinden. Lieber mag das Kloster diejenige begraben, die der Stolz

meines Lebensabends sein würde, als daß jemals ein Bernhard der Gatte meiner stolzen Elisif werden soll!“ “ — Mit diesen Worten wurde ich entlassen, trotz aller meiner wiederholten Vorstellungen an den alten Vater, die Sache seiner Tochter mit größerer Wärme zu ergreifen. Vergebens suchte ich ihn zu überreden, selbst nach Wadstein zu kommen oder wenigstens etliche treue Männer dahin abzusenden, um seine Tochter aus der bevorstehenden Gefahr zu retten. Er wies mich blos an die Aebtissin Ingegerd und den Beichtvater Magnus und gab mir ziemlich deutlich zu verstehen, daß er kein Wort weiter über diesen Gegenstand hören wolle, hinsichtlich dessen er seinen Entschluß bereits gefaßt habe.“ —

— „Auch er wollte also die Gefahr nicht einsehen!“ — rief Sten seufzend. — „Der unglückliche Vater wird seinen Irrthum zu spät einsehen. Um so besser! Sie wird nun mir allein ihre Rettung zu danken haben. Aber ist sie darum auch für mich gerettet?“ —

Ein Schauer, der seinen ganzen Körper durchzitterte, war die Antwort auf diese Frage.

— „Aus der Klosterkirche hört man ein ungewöhnliches Lärmen" — bemerkte Olof, nachdem er den in stummes Nachdenken versunkenen Ritter eine Weile schweigend betrachtet hatte. — „Hört, das Getümmel! Das kann doch unmöglich die so sehr gepriesene Klosterstille sein!" —

Sten lauschte und überzeugte sich, daß Olof recht hatte. Immer das Schlimmste befürchtend stürzte er mit gezücktem Schwert in die Kirche, wo er sehr bald die Veranlassung zu diesem Lärm erfuhr. Diese Nachricht schlug ihn mit Entsetzen. Er vermochte kein Wort zu sprechen, das Schwert fiel ihm aus der Hand auf die Erde, und hätte er sich nicht an eine Säule gelehnt, so würde er seinen eignen Körper nicht haben aufrecht erhalten können. Die vollständigste Verzweiflung drückte sich in seinem ganzen Wesen aus, so daß alle Umstehenden ihn mit Verwunderung und Entsetzen betrachteten.

Diese Scene wurde durch Magnus unterbrochen, der mit dem aus der Gefangenschaft befreiten Koch Olaus zurückkam.

— „Was hast Du, mein Sohn, von dem Unglück zu erzählen, das sich ereignet hat?“ — fragte die Aebtissin mit sichtbarer Bewegung.

— „Ich habe nichts zu erzählen“ — antwortete Olaus sich demüthig bis zur Erde verbeugend.

— „Nichts?“ — rief Magnus verwundert.

— „Nichts, ehrwürdiger Vater!“ — versicherte Olaus.

— „Du wirst uns doch wenigstens erzählen können, wie Du Gefangner in dem Zimmer der Fremden geworden bist?“ — bemerkte Magnus, indem er ihn mißtrauisch betrachtete.

— „Das will ich sehr gern thun“ — antwortete Olaus, dessen Lust zum Schwatzen ihn nun dahin brachte, die kluge Vorsicht zu vergessen, die er zu beobachten sich zuerst vorgenommen hatte. — „Meine Geschäfte im Kloster riefen mich mehrere Male des Tages in das Zimmer dieser Fremdlinge. Als ich das letzte Mal zu ihnen kam, waren sie mit Vorbereitungen zu ihrer Abreise beschäftigt, und auf meine Frage, wann sie abzureien gedächten, äußerten sie, es wäre ihre Absicht,

sich noch an demselben Abend auf den Weg zu machen.“ —

— „Und damit verschwanden sie aus dem Zimmer?“ — fuhr Magnus mißtrauisch zu fragen fort.

— „Es ist mir ein Räthsel, wie sie hinauskamen“ — versetzte Olaus — „aber gewiß ist, daß ich eingeschlossen wurde. Ob dieß von den Fremden oder von irgend einem Andern geschehen ist, weiß ich nicht.“ —

— „Aber wie konnten sie denn aus dem Kloster kommen, ohne von Jemand bemerkt zu werden?“ — wandte Magnus ein. — Weißt denn Du nicht, Schwester Katharina, der die Pforten des Klosters zur Bewachung anvertraut sind, wie dieß zugegangen ist?“ —

Bei dieser Frage gab Olaus sichtbare Zeichen der Unruhe von sich, die jedoch wieder aufhörten, als Katharina antwortete, daß sie die Fremdlinge seit der Einkleidungsfeierlichkeit in der Kirche nicht gesehen habe.

— „Kannst Du Dich erinnern, ob die Fremden bei ihren Unterhaltungen mit Dir irgend jemals die Absicht merken gelassen haben, weshalb sie

hierher ins Kloster gekommen sind?" — fuhr Ingegerd fort.

— „Gegen mich äußerten sie nie etwas anderes, als daß Neugierde ihr einziger Beweggrund sei" — erwiederte Olaus.

— „Aber mir schienen ihre Absichten doch nicht so ganz unschuldig zu sein, wie Du glauben willst" — fiel Katharina ein. — „Ich bereue, daß ich Dir, ehrwürdige Mutter, nicht schon früher meine Besorgnisse in dieser Beziehung mitgetheilt habe; aber ich bekenne, daß ich nicht gern dem thörichten Gedanken Raum geben wollte, der sich mir fast mit Gewalt aufdrang, als sie trotz aller Regeln und Gesetze des Klosters hier in der Kirche bleiben und Zeugen von Elisifs einsamer Andacht an diesem Nachmittag sein wollten. Daß ich ihr Verlangen kurz zurückwies, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen; daß ich aber nichts davon gegen Dich erwähnte, Mutter Ingegerd, war eine Folge meiner Ueberzeugung, daß Du ihre Bitte nie erfüllen könntest und daß demnach meine Worte fruchtlos sein würden. Jetzt bereue ich jedoch diese Unbesonnenheit tief und unterwerfe mich demüthig der Strafe, die Du mir dafür auferlegst." —

— „Du hast ohne Nachdenken gehandelt, meine Tochter" — erwiederte die Aebtissin ernst, obwohl nicht streng. — „Allein Deine Absicht war gut; und der Geist, nicht das Wort, muß beurtheilt werden. Züchtige Deinen Körper durch Fasten und verdopple die Anzahl Deiner Gebete, so wird die heilige Jungfrau Dir die Seelenruhe wiedergeben, die Dir gegenwärtig durch Deine Unbesonnenheit geraubt worden ist." —

Während Katharina's letzter Aeußerung schien Olaus wieder ängstlich zu werden; und diese Aengstlichkeit nahm nicht wenig zu, als Magnus die Frage an ihn richtete, ob die Fremden dasselbe Verlangen nicht auch gegen ihn ausgesprochen hätten.

Olaus zögerte mit der Antwort und gab endlich unter Stottern zu vernehmen, daß ein solches Verlangen nicht zu seinen Ohren gelangt sei.

Magnus, der immer mehr Verdacht gegen den verlegnen Mönch zu hegen anfing, glaubte nun ernster gegen ihn verfahren zu können.

— „Wehe Dir, Bruder" — rief er mit zornfunkelnden Augen — „wenn Du in dieser für die heilige Kirche so erniedrigenden Angelegenheit Etwas

verschweigst! Tod und Verdammniß komme über Dein Haupt, wenn Du auch nur ein einziges unwahres Wort sprichst! — Die beiden Fremden sind hier gewesen" — — —

— „Hier?" — rief Olaus, wie ein Espenlaub zitternd.

— „Und von Dir hereingelassen" — fuhr Magnus fort, indem er mit seinen Blicken die innersten Gedanken des Mönchs zu durchforschen suchte.

— „Wer hat das gesagt?" — stammelte Olaus kaum hörbar.

— „Bekenne, Du hast es gethan!" — rief Magnus.

Der Ritter hatte bis jetzt wenig Theil an dem genommen, was um ihn her vorging. Allein die laute Stimme Magnus' riß ihn aus seinen tiefen Betrachtungen; er trat einige Schritte weiter vor und kam dabei dem zitternden Mönch so nahe, daß dessen Augen unwillkührlich auf sein gezognes Schwert und auf den jugendkräftigen Arm fielen, der es über seinem Haupt schwang.

— „Halt, Ritter! — Keine Gewaltthätigkeit in der Kirche!“ — rief Olaus, nachdem er einige Augenbicke mit sich selbst gekämpft hatte. — „Ich kann ohne Blutvergießen sagen, was ich von dem Raub der Schwester Elisif weiß; aber dann verlange ich auch, daß mir die Kirche in voraus ihre Verzeihung zu Theil werden läßt.“ —

— „Die Kirche ist mild und versöhnlich.“ — sagte Magnus. — „Sie kann Verbrechen verzeihen, welche bereut und offen bekannt werden; aber in voraus und ehe ihr die Beschaffenheit eines Verbrechens bekannt ist, ertheilt sie keine Verzeihung dafür.“ —

— „In diesem Falle weiß ich nichts, gar nichts“ — fiel Olaus ein, indem er eine Miene annahm, als wenn er sogar seinem Vorgesetzten trotzen wollte.

Magnus flüsterte der Aebtissin einige Worte zu, die sogleich Befehl ertheilte, daß Olaus, der sich schwerer Fehler und grober Uebertretungen der Klostergesetze verdächtig gemacht habe, augenblicklich in die finstere Strafzelle gesperrt werden und dort bleiben solle, bis er selbst die Nothwendigkeit ein=

gesehen haben werde, zur Rettung seiner Seele sein Herz durch ein offnes Bekenntniß zu erleichtern.

Einige Diener des Klosters näherten sich dem Mönch, um diesen Befehl auszuführen: allein dieser stieß sie zurück und warf sich weinend zu Ingegerds Füßen.

— „Gnade! Gnade! Ehrwürdige Mutter!" — rief er — „Ich will Alles bekennen, nimm nur diesen Befehl zurück!" —

— „So sprich!" — fuhr Ingegerd fort, ihren Verdruß nur mit Mühe unterdrückend.

— „Verurtheile mich nicht, ehrwürdige Mutter, bevor Du mich zu Ende gehört hast!" — seufzte Olaus. — „Ich bin verloren, das weiß ich, denn mein Verbrechen ist unerhört. Aber wenn jemals Gnade vor Recht ergangen ist, so laß mir heute Gnade widerfahren, denn in gewisser Beziehung bin ich ganz unschuldig. — — — Ja, wundre Dich über diesen Ausdruck, aber es ist gleichwohl der Fall. Ich bin zu dem Schritt, den ich gethan habe, so gut wie gezwungen worden." —

— „Gezwungen?" — riefen Mehrere der Anwesenden verwundert.

— „Die beiden Fremden waren vornehme Herren" — fuhr Olaus fort.

— „Einer derselben war der Ritter Bernhard, der Günstling des Königs" — fiel ihm Sten ins Wort — „aber wer war der andere?" —

— „Der König selbst!" — rief Olaus.

Alle fuhren bei dieser unerwarteten Nachricht zurück und machten ihren Gefühlen durch Ausrufe der Bestürzung und Verwunderung Luft.

— „Unmöglich!" —

— „Der König ein Klosterräuber?" —

— „Er, der dieses Kloster bisher so sehr begünstigt hat?" —

— „Unmöglich, das kann nicht sein!" —

Aber Sten schlug sich verzweifelnd an die Brust und rief: — „Mein armes Vaterland! Welche Folgen wird dieser Klosterraub für Dich haben?" —

Olaus setzte inzwischen sein Bekenntniß fort:

— „Wie gesagt, es war der König. Er sagte mir's selbst, und die Kette, die er um den Hals trug und mich in der Nähe betrachten ließ, bestätigte seine Worte, denn sie trug das bekannte Meklenburgische Wappen. Ich konnte nun nicht län=

ger bezweifeln, daß er Derjenige wirklich war, für den er sich ausgab. — „„Du hast mir Deinen Beistand verweigert, als ich Dich darum bat"" — sagte er zu mir — „„nun befehle ich Dir als Dein König, daß Du meinem Willen gehorchst."" — Welche andere Wahl blieb mir übrig, als meiner Obrigkeit zu gehorchen, um so mehr, da mir der König zu verstehen gab, Dasjenige, was er verlange, liefe auf bloße Befriedigung seiner Neugierde, aber keineswegs auf einen Klosterraub hinaus. Allein es war nicht genug, daß ich sie in die Kirche schaffen sollte; man verlangte auch meine Beihülfe, sie später wieder heraus zu bringen, ohne daß sie von den zahlreichen Wächtern bemerkt würden, die überall im Kloster ausgestellt worden waren. Es widerstrebte mir allerdings, einem Befehl zu gehorchen, der gegen unsere heiligen Ordensregeln stritt; aber was konnte ich thun, da mir der König mit seinem eignen Munde befahl, sie zu brechen? — Ihm ist die Gewalt hier auf Erden von Gott verliehen — dachte ich — er kann also auch ein Gelübde aufheben, das ich gegen Dich abgelegt habe, ehrwürdige Mutter. Handelte ich unrecht, so strafe ihn, nicht mich!" —

— „Die Macht des Königs ist blos weltlich, sie reicht nicht bis in die Mauern des Klosters“ — wandte Magnus hastig ein. — „Das Gelübde, das Du hier abgelegt hast, kann nur von Gott oder von Ihm gelös't werden, der an dessen Stelle auf dem heiligen Stuhl St. Petri in Rom sitzt.“ —

— „Ich gehorchte dem Befehl meines Königs“ — fuhr Olaus fort, ohne sich durch die Bemerkung stören zu lassen, welche Magnus machte. — „Bekannt mit den geheimen Gängen dieses Hauses, entdeckte ich ihm, daß es einen solchen gäbe, der nicht blos aus dem Kloster in die Kirche, sondern auch aus dieser in die alten Schloßruinen führe. Den Schlüssel zu diesem Gang nahm man mir fast mit Gewalt; mich selbst sperrte man, wie Euch bekannt ist, zur Belohnung für meinen Gehorsam ein.“ —

— „Alle Heiligen mögen uns gnädig sein!“ — rief Magnus. — „Dann ist Alles ohne Rettung verloren! Die beiden Räuber sind durch den geheimen Gang in die Kirche gedrungen und haben dann die fromme Schwester durch den unterirdischen Gang fortgeschleppt. Dieß erklärt das Unbegreifliche

ihres Verschwindens, ohne daß die Wächter vor der Kirche etwas davon gewahrt haben." —

— „Wo ist dieser Gang?" — fragte Sten. — „Noch ist es nicht zu spät! Laßt uns ihnen auf dem Fuße folgen! Wehe Dir, König Albrecht, wenn Dich dieses Schwert erreicht! Schon früher ist ein fremder König von der Hand eines schwedischen Mannes gefallen!" —

Mit erhobenem Schwert stürzte er auf die Thür los, die man ihm zeigte.

— „Sie ist verschlossen!" — riefen mehrere Stimmen.

— „Der Schlüssel steckt in der innern Seite des Schlosses, wie ich sehe" — sagte Olof, nachdem er die Thür genau untersucht hatte.

— „Fluch über Dich, Du elender Mönch!" — rief Sten in der größten Verzweiflung, während er mit allen Kräften seines Körpers die Thür zu erbrechen suchte. Da diese nach mehreren Schlägen nicht nachgeben zu wollen schien, so nahm Sten hastig Olof beim Arm und sagte zu ihm:

— „Ich brauche Dein Pferd, um die Räuber zu verfolgen. Stürzt dasselbe unter mir zusammen, so nimm zum Ersatz mein Schwert und meine

Rüstung; es ist Alles, was ich Dir bieten kann. Ich werde beides künftig nicht mehr bedürfen, da die Mönchskutte das Gewand ist, das mich erwartet.“ —

Olof eilte hinaus, um die Pferde aufzusuchen, während Sten sich in Begleitung mehrerer Mönche in die Ruinen von Waldemar's Haus begab, um die Spur der Flüchtlinge zu verfolgen. Dieß war jedoch vergeblich, da das Dunkel des Winterabends schon eingebrochen war. Der Erdboden war überall zu hart gefroren, um frische Spuren darin entdecken zu lassen. Dicht an der Stelle, an welcher man den unterirdischen Gang betrat, hatte Steingeröll den Eingang so bedeckt, daß man nur mit Mühe den Platz erkennen konnte. Dort war also keine Spur zu entdecken, und Sten zögerte nicht länger, sich auf das bereitstehende Pferd zu werfen. Wächter wurden rings um die Ruinen aufgestellt, um dieselben zu bewachen, falls die Räuber etwa den unterirdischen Gang noch nicht verlassen haben sollten. Sten wies außerdem zwei Mönche an, innerhalb der Kirche an der Thür des unterirdischen Ganges Wache zu halten. Zu Olof, der ebenfalls zu Pferde saß, um ihn zu begleiten, sagte er: — „Es giebt zwei Wege nach Stockholm. Nimm

Du den einen, ich schlage den andern ein! Gelingt es Dir, Bernhard und seinen Königlichen Freund einzuholen, so" — — —

— „Ich verstehe Euch, Ritter" — unterbrach ihn Olof — „ich will dann dem Mörder Björns das Weiße in den Augen zeigen!" —

Beide Pferde wurden gleichzeitig in Bewegung gesetzt und verschwanden bald im Dunkel auf den verschiedenen Wegen, die nach Schwedens Hauptstadt führten.

Olof errreichte sein Ziel nach einem Ritt von mehreren Tagen, ohne die, welche er suchte, eingeholt oder eine Spur von ihnen gefunden zu haben.

Sten dagegen war kaum eine Tagereise weit von Wadstein entfernt, als sein Pferd, wie er vorausgesagt hatte, durch den heftigen und angestrengten Ritt unter ihm zusammenstürzte. Dieses neue Unglück vernichtete alle seine Hoffnungen. — „Mein Schicksal läßt sich nicht mehr ändern" — sprach er zu sich selbst, ruhiger als man in dieser Lage von ihm hätte erwarten können. — „Elisif ist ohne Rettung verloren! — Und ich bin für die Welt ebenfalls verloren! — Doch geschehe dein Wille, o mein Gott, so hart er mir auch erscheinen mag!" —

Damit wandte er seine Schritte nach Wadstein zurück, wo er nach einer mehrtägigen Wanderung in Schnee und Kälte ankam, um den sämmtlichen versammelten Bewohnern des Klosters zu verkündigen, daß er keine Spur von den Flüchtigen gefunden habe. Aber wenn diese Nachricht die Insassen des Klosters betrübte, so setzte die andere Mittheilung, welche ihnen Sten machte, sie in Erstaunen. — „Mein Entschluß ist gefaßt" — sagte er zu den erstaunten Mönchen — „ich habe Abschied von der Welt genommen. In Euerm Kloster, Freunde, will ich die Mönchskutte nehmen und für immer vergessen, was ich gewesen bin und was ich verloren habe!" —

Olaus war während dieser Zeit von der Aebtissin und den Aeltesten des Klosters wegen seines Verbrechens gegen die Klosterregeln, verurtheilt worden, schweigend nach Rom zu pilgern, um von dem heiligen Vater Absolution und Vergebung zu erhalten. Dieser Strafe hatte er sich dankbar unterworfen und war schon auf der Reise, als Sten ins Kloster zurückkam und seine Absicht erklärte, Mönch zu werden.

* *
*

Capitel XIII.

Das Seelenbad.

— „Das ist meine Heimath, schöne Elisif" — sprach Bernhard zu der jungen Nonne, als er sie bei seiner Ankunft in Stockholm in seine prächtige Wohnung am Schloßhügel führte. — „Es hängt nun von Dir selbst ab, Dir diese Heimath so angenehm als möglich zu machen." —

Elisif blickte mit dem Ausdruck tiefer Verachtung um sich, ohne zu antworten.

— „Wenn für Erich Wase's Tochter noch nicht genug Pracht in diesem Hause herrscht, so kann dem — will's Gott — bald abgeholfen werden; sie darf nur befehlen" — fuhr Bernhard fort, der sich über den Grund ihres Stillschweigens irrte.

— „Mich freut blos die Pracht, welche mir das Kloster Wadstein darbieten kann" — entgegnete Elisif. — „Gieb mir diese zurück und ich werde die Hand noch segnen, die einen Kirchenraub begangen hat." —

— „Höre endlich einmal auf, von Deinem Kloster zu sprechen" — fiel ihr Bernhard heftig ins Wort. — „Auf dem Wege bis hierher hast Du von nichts, als von dieser sogenannten Heimath des Friedens gesprochen, der ich Dich mit so großer Kühnheit entrissen habe, um der Welt so viel Jugend und Anmuth zurückzugeben, die Du sonst unbarmherzig genug innerhalb der vier Wände des Klosters begraben hättest. Früher oder später wird wohl auch der Tag kommen, an welchem Du selbst dankbar den Schritt billigen wirst, den ich gethan habe." —

— „Dieser Tag wird nie kommen!" — versetzte Elisif mit Bestimmtheit. — „Suche Dein Gewissen nicht mit der Hoffnung zu betäuben, daß ich mich selbst und Das, was ich gewesen bin, jemals vergessen könnte. Es steht nicht in meiner Macht, das heilige Gelübde, das ich am Fuß des Altars gegen meinen Erlöser abgelegt habe,

aus meiner Erinnerung zu reißen, wenn ich es auch wollte. Hier, hier in diesem Herzen steht es geschrieben, daß ich Christi Braut bin, wenn auch mein Aeußeres dagegen sprechen sollte. Und wer kann die Zeichen auslöschen, die Gottes Finger geschrieben hat?" —

— „Dein Gelübde war übereilt" — wandte Bernhard ein. — „Solche Versprechen nimmt der Heilige Gott nicht an; und um Dir die Freiheit zurückzugeben, hat er sich meines Armes bedient." —

— „Wenn je ein Gelübde freiwillig war, so war es das meinige" — fuhr Elisif fort. — „Ich bin von ganzer Seele Nonne und kann nie etwas Anderes hier auf Erden sein." —

— „Das werden wir schon sehen" — erwiederte Bernhard mit spöttischem Lächeln.

— „Noch ist es Zeit, Ritter; sendet mich ins Kloster zurück!" — bat sie.

— „Niemals!" — sprach Bernhard kalt und stieß ihre Arme zurück, die sie bittend nach ihm ausstreckte.

— „Höre mich! Noch ist es Zeit!" — fuhr sie fort. — „Du hast gegen göttliche und mensch-

liche Gesetze gehandelt, als Du den Frieden des Klosters am Fuße des Altars selbst verletztest. Dieses Verbrechen, das seines Gleichen in der Geschichte kaum hat, wird Deinen Namen beständig mit Schande brandmarken, und — was noch schlimmer ist — Deine Seele wird durch Gottes ewige Verdammniß gebrandmarkt werden. — — O, kehre um, Ritter! Noch ist es Zeit, Dich zu bessern! Gieb mir Erlaubniß, in mein Kloster zurückzukehren, wohin alle meine Sehnsucht gerichtet ist. Ich will bettelnd meinen Weg ins Kloster zurücklegen, und, bin ich dort angelangt, so soll mein erstes Gebet der Rettung Deiner Seele gelten, Bernhard." —

— „Glaubst Du, schwaches Weib" — fragte erd Ritter — „daß ich blos des Spaßes halber Leben und Ehre auf das Spiel gesetzt habe, um den Vogel nun, da er so hübsch gefangen ist, seines schönen und verführerischen Gesanges halber wieder los zu lassen? — Was ich gethan habe, ist nicht ohne vorherige Ueberlegung geschehen und nicht ohne meines Königs Vorwissen und Genehmigung" — —

— „Das weiß ich leider gar zu gut" — unterbrach ihn Elisif.

— „Nun gut, wenn dieß der Fall ist" — fuhr Bernhard fort — „was hindert Dich, meinen Wünschen entgegen zu kommen, Dein Klostergelübde zu brechen und meine Gattin zu werden? — Daß der König dieß wünscht, ist unzweifelhaft, da er selbst bei Deiner Entführung thätig gewesen ist; und daß er die Macht hat, den heiligen Vater in Rom zur Zurücknahme Deines Klostergelübdes zu vermögen, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen." —

— „König Albrechts Macht bezweifle ich gar nicht, denn sie ist es wahrscheinlich, die Dir den Weg in die Klosterkirche bahnte und der Du das Gelingen Deines Verbrechens zu danken hast. Sie kann, wie jede andere Macht hier auf Erden, den Körper eines armen Weibes zwingen, aber über ihre Seele vermag sie nichts. Das Gelübde, das ich abgelegt habe, kann nicht gebrochen werden; darum verlange nicht, daß ich Deine Gattin werden soll, da ich bereits eine Braut Christi bin." —

— „Verlange nicht!" — rief Bernhard höhnisch. — „Ich verlange nicht, ich befehle Dir, meine Gattin zu werden. Du bist meine

Sklavin, armes Mädchen, Du bist in meiner Gewalt — — — und wehe Dir, wenn Du in diesem Hause Widerstand wagst, wo noch Niemand kühn genug gewesen ist, seine Stimme gegen meinen Willen zu erheben! — Hier bin ich Herr; die äußere Welt kenne ich nicht innerhalb dieser Mauern. Wenn ich Dich, anstatt zu meiner Gattin, zu einer verächtlichen Beischläferin machte, glaubst Du, obwohl Du Erich Wase's Tochter bist, Dich stark genug, es zu hindern? — Oder wo ist ein Mensch, welcher in diesem Fall sagen könnte, es solle nicht geschehen?" —

Elisif erbleichte bei diesen Worten, erwiederte aber mit ziemlicher Ruhe:

— „Ich lege mein Schicksal vertrauensvoll in die Hand der Jungfrau Maria. Ich glaube, Gott wird in seiner Weisheit Alles zu meinem Besten leiten. Ich glaube auch, daß er mir nicht ohne Ursache einen Helfer in der Noth gegeben hat, dessen Macht seit Erschaffung der Welt noch kein Mensch hat erschüttern können und der unfehlbar jedes Opfer der Gewalt entreißt!" —

— „In Wahrheit, ein kräftiger Helfer!" — rief Bernhard. — „Darf man vielleicht seinen

Namen erfahren oder wird er sein geheimnißvolles Dunkel bis zu dem Augenblick beibehalten, indem er kommen wird, wie der Würgengel in der Nacht?" —

— „In der Sprache der Menschen heißt er der Tod, in der Rede Gottes wird er Erlösung genannt" — war Elisifs Antwort.

Bernhard erstaunte und vermochte nur das Wort „der Tod" auszurufen.

— „Ja, Tod ist sein Name" — fuhr die Nonne fort — „dieser mächtige Freund der Schwachen, der Schmerzen lindert, der beklemmten Brust Sorgen entnimmt und die Ehre eines unbefleckten Namens rettet." —

— „Willst Du damit sagen" — fragte der Ritter — „daß Du Deine Zuflucht lieber im Arm des Todes suchen, als meine Gattin werden willst?" —

— „Meine Heimath ist nicht hier. Ich kann nie Deine Gattin werden." —

Schäumend vor Zorn rief ihr Bernhard zu: — „Du mußt es werden! Bei allen Heiligen, Du mußt es werden! Und sollten Himmel und Erde sich dagegen stemmen, Du mußt mein wer-

den — — hörst Du, Elisif, mein, mein! Ich habe noch nichts gewollt, ohne daß mein Wille auch zur That geworden wäre. Du wirst Diejenige nicht sein, welche diesem Willen Grenzen setzt, Undankbare! Du solltest es für eine Ehre halten, die Gattin eines Mannes zu sein, der nach dem König der mächtigste im ganzen schwedischen Lande ist." —

— „Wollte Gott, daß Du es nicht wärest!" — sagte Elisif. — „Dann würde diese Gewaltthat Dein Gewissen nicht belasten." —

— „Bedenke Dich wohl, bevor Du mich zum Aeußersten treibst" — fuhr Bernhard fort. — „Gieb im Guten nach, ehe ich Dich dazu zwinge. Zwei Tage Bedenkzeit sollst Du erhalten, aber am dritten Tag von heute an verlange ich, daß Du meine Gattin wirst, mag es nun freiwillig geschehen oder nicht. Bis dahin lebe wohl! Befiehl in diesem Hause, als wärest Du bereits die Gebieterin, aber versuche nicht etwa, aus diesen Mauern zu kommen. Ein solcher Schritt würde blos Deine Vermählung mit mir beschleunigen und muß an den Vorsichtsmaßregeln scheitern, die ich in jeder Beziehung getroffen habe." —

Ohne eine Antwort darauf zu erwarten, verließ der Ritter das Zimmer und versammelte in der Hausflur alle Diener des Hauses um sich.

— „Die junge Dame, die ich mit nach Hause gebracht habe" — sprach er zu ihnen — „muß mit aller Ehrfurcht behandelt werden, die ihr als meiner künftigen Gattin zukommt. Aber so lieb Euch Euer Leben ist, wagt nicht, sie aus dem Hause oder aus dem Garten zu lassen! Wehe dem Unglücklichen unter Euch, der diesem Befehl nicht pünktlich nachkommt!" —

Hierauf begab sich Ritter Bernhard zu Alf Grenerot, um diesen von seiner Rückkehr in die Hauptstadt und von dem glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu benachrichtigen. Dieser sogenannte „alte Meister" empfing seinen Freund mit Freuden und betheuerte, er habe diesen Ausgang der Sache nie bezweifelt, so unglaublich er auch Manchem vorgekommen sei.

— „Aber der arme Ritter Sten!" — fuhr er mit lautem Lachen fort. — „Wie flau wird ihm zu Muthe geworden sein, als die Nonne trotz aller seiner Wachsamkeit aus dem Kloster weg war! Bald genug werden wir ihn hier sehen, um Dich

zu bitten, ihm die schwere Bedingung zu erlassen, Mönch zu werden. Oder vielleicht flieht er hinüber zur Königin Margarethe, an deren Hofe sich schon viele andere mißvergnügte Schweden befinden und wo er nicht befürchten darf, daß man ihm den Bruch seines Versprechens zum Vorwurf macht.“ —

— „Ich hege eine bessere Meinung von ihm“ — versetzte Bernhard. — „Ich sah ihn in Wadstein und weiß auch, daß er alles Mögliche gethan hat, um meinen Plänen entgegen zu wirken. Vielleicht wäre ihm dieß auch gelungen, wenn mir der König nicht beigestanden hätte. Aber da er nun seine Wette verloren hat, so bin ich überzeugt, daß er nicht anstehen wird, die im Voraus festgesetzten Bedingungen zu erfüllen, mögen sie ihm auch noch so schwer vorkommen. Ich müßte mich sehr irren, wenn er sich nicht schon zu dieser Stunde zum Eintritt ins Kloster bereit macht.“ —

— „Das war ein Meisterstreich von Dir, lieber Bernhard“ — nahm Alf wieder das Wort Wort — „Dir nicht blos eine junge und schöne Braut zu verschaffen, sondern auch Dein Ansehn

und Deine Macht im Lande durch die Ausführung einer so unglaublichen That zu erhöhen.“ —

— „Bis jetzt habe ich allerdings Glück in dieser Angelegenheit gehabt“ — bemerkte Bernhard — „nun fehlt nur noch, daß der Priester sie mit mir verbindet.“ —

— „Bist Du denn auch zufrieden mit Deiner Wahl, seitdem Du das Mädchen in Deiner Gewalt hast?“ —

— „Sie besitzt Jugend und Schönheit, und da ihr Besitz außerdem meine Absichten fördert, so kann ich mit dem Handel nicht anders als zufrieden sein.“ —

— „Aber was sagt sie denn zu diesem Ereigniß? — Hat denn Ritter Bernhard Eindruck auf sie gemacht?“ —

— „Ein Weib muß stets des Scheines halber einen Widerstand simuliren, den sie nicht ernstlich will. Sie redet jetzt noch von ihrem lieben Kloster und ihren lieben Schwestern darin, aber die Lust daran wird ihr bald vergehen, und dann — hoffe ich — wird Bernhards Haus kein schlechter Tausch gegen das Kloster Wadstein sein. Die Hauptsache kommt nun darauf an, daß ich einen

Priester finde, der vorurtheilsfrei genug ist, uns zu trauen, obgleich die Braut noch Nonne ist und stark dagegen protestiren wird, sobald sie wieder einen Geistlichen vor sich sieht. Hier zu Lande kenne ich keinen Priester, denn die Pfaffen sind meine Leute nicht. Aber Du, der Du an ihre Worte glaubst und Dich durch die prunkenden Reden leiten läßt, die sie von der Kanzel herab halten, Du kennst gewiß einen unter diesem Pfaffenhaufen, der sich durch Gold bewegen lässet, die Trauung zu vollziehen. Sage mir seinen Namen, damit ich die Sache bald abmachen kann." —

— „Ich kenne nur einen Priester, der vielleicht zu dieser Handlung vermocht werden könnte, so himmelschreiend sie auch ist. Dieser ist ganz kürzlich aus dem Kloster Kumlabo in die Stadt gekommen und heißt Vater Hugo. Laß mich mit ihm sprechen. Heute Nachmittag sollst Du seine Antwort erhalten, sie mag beifällig oder abfällig sein." —

Hiermit trennten sich die beiden Freunde.

Erst spät am Tage trafen sie wieder zusammen und Alf war nun im Stande, Bernhard die versprochne Antwort mitzutheilen.

— „Ich habe den frommen Mann getroffen" — begann Alf.

— „Gut." —

— „Ich richtete Deinen Auftrag mit besonderer Vorsicht aus" — — —

— „Er machte natürlicher Weise Schwierigkeiten. Der Form halber müssen dergleichen gemacht werden, bevor man einen Vorschlag annimmt. Nicht wahr?" —

Seine Antwort war kurz und bestimmt. Sie lautete: — „„Bewahre mich Gott vor einer solchen Missethat! Elisif hat ein heiliges Gelübde abgelegt, das kann und wird sie nie vergessen."" —

— „Der Unverschämte!" — rief Bernhard.

— „Sprich nicht so! Er ist ein redlicher Mann, der Vater Hugo" — versetzte Alf — „er konnte nicht anders handeln, ohne gegen seine eigne Ueberzeugung zu kämpfen. Besser wäre es freilich gewesen — das sehe ich nun ein — wenn Dein Klosterraub gänzlich unterblieben wäre. Diese That wird Dir nichts einbringen, als Verwünschungen" — — —

— „Ist das Alles, was der Mönch von Kumlabo sagte?“ — fragte Bernhard höhnisch lächelnd.

— „Was ich jetzt sage, sind meine eignen, nicht seine Worte“ — erwiederte Alf. — „Es ist jedoch meine feste Ueberzeugung, daß alle anderen Geistlichen gerade so wie Hugo antworten werden. Eine Nonne mit einem Weltlichen zu trauen, würde ein so unerhörtes Verbrechen sein, das kein Priester darauf eingehen wird.“ —

— „Kennst Du nicht einen andern redlichen Mann, der zugänglicher ist, als dieser Mönch?“ —

— „Ich kenne keinen, der nur so zugänglich wäre, wie er ist“ — entgegnete Alf.

— „So muß ich mir denn selbst helfen!“ — rief Bernhard. — „Der König hat mir versprochen, eigenhändig an den Papst zu schreiben und seine Dispensation zur Heirath auszuwirken. Allein es dauert längere Zeit, ehe dieser Dispens hier eintreffen kann; verrichtet ein Priester hier im Lande die Trauung, ohne weitere Bemerkungen darüber zu machen, so würde es nicht lange dauern. Ich habe Lust, den Versuch mit unserm würdigen Ge=

sellschaftsbruder, dem alten Kanonikus Ulf Olofsson, zu machen. Er ist zwar ein sehr frommer und hinsichtlich der Formen höchst gewissenhafter Mann, aber er hat eine schwache Seite, an der man ihm leicht beikommen kann; und diese will ich so ernstlich angreifen, daß er meinem Wunsch nachgeben muß.“ —

— „Du meinst wohl seinen Eifer für die Gesellschaft und für die genaue Beobachtung aller alten Gebräuche derselben?“ —

— „Allerdings.“ —

— „Aber ich begreife nicht, wie Du aus diesem Umstand Nutzen für Dich ziehen willst?“ —

— „Nichts ist begreiflicher. Um sein Vertrauen zu gewinnen, will ich für Alles, was Ge- Gesellschaft heißt, wo möglich noch schlimmer eifern, als er selbst. Ich will durch die größte Aufmerksamkeit bei den Feierlichkeiten, durch Scheinheiligkeit in meinem Aeußern und durch fromme Sprache auf meinen Lippen den frommen Mann zwingen, mit Wohlgefallen auf mich zu sehen. Glückt mir's aber, daß ich in seinen Augen als ein eifriger Gesellschaftsbruder erscheine, so ist das Spiel gewonnen und der Mann gehört mein.“

— „Das wird doch nicht so leicht sein“ — wandte Alf ein. — „Der Kanonikus ist ein frommer Mann, aber ist dabei auch sehr scharfsichtig und kann die Absichts Deines Spiels schneller, als Du denkst, entdeckt haben.“ —

— „Ich habe in meinem Leben schon unglaublichere Dinge gethan“ — versetzte Bernhard. — „Fast möchte ich behaupten, daß es nichts giebt, wozu man einen Menschen nicht vermögen kann, wenn man ihn nur recht zu behandeln weiß. Die Vorsehung hat uns in dieser Beziehung eine mächtige Gehülfin in der Schmeichelei gegeben. Es ist einem eiteln Menschen ein angenehmes Gefühl, wenn er weiß, daß seine Denkweise mit der seiner nächsten Umgebungen übereinstimmt; und dieses Gefühl nimmt zu, wenn man glaubt, seine eignen Ansichten einer Person eingeimpft zu haben, die früher ganz entgegengesetzte Meinungen gehegt hat. Der Kanonikus weiß recht wohl, daß ich bisher nicht besonders eifrig für die Gesellschaft gewesen bin und daß ich die Versammlungen aus keiner andern Absicht besucht habe, als um mir bei den großen Gelagen die Zeit auf einige Stunden angenehm zu vertreiben. Mein Eifer für die Ge-

sellschaft soll nun den Glauben in ihm erregen, daß ich meine Gesinnungen verändert und diejenigen angenommen habe, die er schon seit langer Zeit gehegt hat. Ich werde ihm schon einzubilden wissen, daß er diese Umwandlung bewirkt hat; dieß wird seiner Eitelkeit schmeicheln und mir sein Vertrauen erwerben." —

— „Ich gebe zu, daß Dein Plan sich auf Menschenkenntniß gründet" — nahm Alf wieder das Wort — „aber welche Mittel willst Du anwenden, um Dir die Gunst des redlichen alten Mannes zu gewinnen?" —

— „Feiert unsere Gesellschaft zum heiligen Leichnam heute Abend nicht eines ihrer Feste, und zwar eines, über das ich immer gelacht und meine beißendsten Bemerkungen gemacht habe?" —

— „Du hast recht. Heute Abend wird das Seelenbad gefeiert, über das Du stets gelacht und gespöttelt hast." —

— „Gut. Stelle Dich dabei ein und Du wirst mich als einen demüthigen Diener dort finden, der die niedrigsten Verrichtungen beim Bad besorgen hilft." —

— „Was! Du wolltest" — — —

— „Die Rolle eines religiösen Enthusiasten spielen, willst Du sagen. Ja, lieber Freund, das ist meine Absicht, und ich hoffe, daß Du meinen übrigen Verdiensten noch das hinzufügen wirst, daß ich auch in der Gestalt eines niedrigen Dieners mein Ziel nicht vergesse." —

Alf sah ihn einige Augenblicke an und sagte dann: — „Bernhard, Du bist ein gefährlicher Mensch, der im Guten, wie im Bösen weit zu gehen im Stande ist. Mögen alle Heiligen verhüten, daß Du Dir nicht ein Ende herbeiführest, welches entsetzlicher ist, als man sich denken kann!" —

— „Spuken die Flammen des Fegefeuers abermals vor Deiner leicht erregbaren Phantasie?" — rief Bernhard, seinen Kopf bedenklich schüttelnd. — „Beruhige Dich, mein Freund. Das Ende kann in jedem Falle nicht so gefährlich werden, als Du befürchtest." —

— „Verlaß Dich darauf nicht!" — warnte Alf.

— „Sprich! Kann der Mensch mehr als einmal sterben?" —

— „Gewiß nicht!" — war Alfs Antwort.

— „Nun gut!" —

— „Du willst doch hieraus nicht etwa den Schluß ziehen“ — fuhr der immer aufgeregter werdende Bürgermeister fort — „daß, da der Mensch nothwendig sterben muß, die Art und Weise seines Todes gleichgültig ist? — Uebrigens giebt es ein Erwachen in der andern Welt, welches weit schrecklicher, als das Einschlafen in dieser ist. Zitterst Du nicht vor diesem Erwachen?“ —

— „Ich glaube“ — begann Bernhard, allein er unterbrach sich schnell und fuhr nach kurzem Schweigen fort: — „Vor der Hand kein Wort weiter darüber. Die Zeit wird bald genug kommen, da wir unsere Ansichten über Leben und Tod und über das Leben nach diesem aussprechen müssen. — Also wir treffen einander heute Abend; bis dahin lebe wohl!“ —

Nach diesen Worten entfernte er sich und wir finden ihn erst — wie verabredet war — an demselben Abend im Seelenhofe wieder.

Das Haus, welches diesen Namen trug, gehörte der Gesellschaft des heiligen Leichnams und war im Innern der Stadt in einer Straße gelegen, welche deshalb Seelenbadsgasse genannt wurde und heutzutage die Scheerengasse heißt. In diesem

Hause befanden sich mehrere große Säle nächst einer Art von Krankenhaus, welches von den Brüdern unterhalten wurde und in dem eine gewisse Anzahl Armer freien Unterhalt und unentgeltliche Pflege genossen. Diese Krankenanstalt war das ganze Jahr hindurch offen und stiftete zur damaligen Zeit, in welcher die Aerzte nicht so zahlreich wie jetzt waren und die Unbemittelten wenig oder gar keine ärztliche Hülfe finden konnten, sehr viel Nutzen. Auch war der Zudrang zu dieser Anstalt stets so stark, als es der Raum gestattete. Allein außer dieser menschenfreundlichen Sorgfalt für arme Kranke, die der Gesellschaft die innigen Gebete und und Segnungen manches Leidenden eintrug, schrieben die Statuten noch vor, daß den Bedürftigen allsonntäglich Almosen gereicht, außerdem aber zu gewissen Zeiten des Jahres sechzig arme Leute unentgeltlich gebadet und gespeist wurden. Dieses Bad wurde Seelenbad und die besondere Feierlichkeit, welche dabei vor sich ging, das „Begängniß für alle christlichen Seelen“ genannt.

Diese Feierlichkeit begann mit einer Messe, welche in der von der Gesellschaft unterhaltenen

Seelenkapelle der großen Kirche und zwar in demselben Gemach gehalten wurde, welches jetzt die „alte Sakristei“ heißt. Nach Beendigung derselben sammelten sich die Brüder der Gesellschaft, geistliche und weltliche, im Seelenhof, wo freigebig Almosen vertheilt wurden. Von den Armen wurden nun die sechzig bedürftigsten Männer ausgewählt, die in Prozession, von den Mitgliedern der Gesellschaft umgeben, bis in die Nähe des nördlichen Stadtthores zogen, in die wahrscheinlich auf der gegenwärtigen Heiligengeistinsel oder in deren nächster Nähe gelegne Badestube. Die Badeeinrichtung bestand aus einem einzigen großen Zimmer, in dessen Mitte die Badewanne angebracht war, die durch den Fußboden versenkt werden konnte, von Holz war und gleichzeitig dreißig Badende faßte. Das Wasser wurde in einem nahgelegnen Hause warm gemacht und von sogenannten Badefrauen zugetragen, die ebenfalls im Dienst der Gesellschaft standen, im Uebrigen aber mit dem Bad selbst, das ausschließlich von den Brüdern besorgt wurde, nichts zu thun hatten. Das Dach dieses Badezimmers war mit Läden versehen, welche je nach Bedürfniß geöffnet wurden, um die Dämpfe

des warmen Wassers hinaus- und das Tageslicht in das übrigens dunkle Zimmer hinein zu lassen. Bei gegenwärtiger Gelegenheit hatte man, da die heftige Winterkälte das Oeffnen der Luken nicht gestattete, zur Beleuchtung des Zimmers vier Fackeln angezündet und an jeder Wand eine derselben befestigt.

Als der Zug im Badehause ankam, traten zuerst die geistlichen Brüder hinein, den Kanonikus Ulf Olofsson an der Spitze und geistliche Lieder in lateinischer Sprache singend. Ihnen folgten die weltlichen Brüder, und zwar so viele, als der Raum gestattete. Alle stellten sich dicht an den Wänden auf und ließen blos so viel Platz übrig, wie die Badenden und die zu ihrer Bedienung angemeldeten Brüder nothwendig bedurften. Diese dienenden Brüder trugen einen langen weißen Mantel über ihre gewöhnlichen Kleider, der um die Hüften mit einem Strick befestigt war, dessen Enden bis auf den Fußboden herab reichten.

Unter denen, welche keinen thätigen Antheil an dieser Feierlichkeit nahmen, waren Alf Grenerot, Albrecht Westpfahl und Hans Grönolve. Diese standen dicht neben einander und schienen dem gan-

zen Gang der Ceremonie mit aufmerksamen Blicken und verächtlichem Lächeln zu folgen. Alle waren als Bernhards Freunde in dessen Geheimniß eingeweiht und erwarteten mit Ungeduld die Ankunft des Ritters, um zu sehen, ob er seine Rolle gut durchzuführen wissen und welchen Eindruck sein Benehmen auf den frommen Kanonikus machen werde.

— „Ich ahne, daß er sich verrathen wird" — flüsterte Hans Grönolve seinen Freunden zu. — „Er wird wie Butter in der Sonne dastehen." —

— „Darin stimme ich nicht mit Dir überein" — fiel Alf Grenerot ein. — Bernhard ist ein kräftiger Wille, der viel ausrichten kann; und wenn ich mich nicht ganz irre, so wird er das Herz des Priesters für sich gewinnen." —

— Es ist aber eine Sünde, daß der arme Kanonikus für seine Frömmigkeit so an der Nase herumgeführt wird!" — rief Albrecht Westpfahl.

— „Unser Herr kann es nicht allen Kröten recht machen" *) — bemerkte Hans Grönolve.

*) Ein schwedisches Sprichwort.

— „Gut geantwortet“ — fiel Albrecht lachend ein. — „Dießmal, mein lieber Hans, hast Du ein Sprüchwort gefunden, das ganz an seinem Ort ist. Dein geborgter Witz paßt sonst nicht immer.“ —

— „Ruhig! Ruhig! Meine würdigen Amtsbrüder“ — sprach Albrecht. — „Zankt Euch nicht in meiner Gegenwart, denn nichts trägt soviel dazu bei, das Leben zu verkürzen, als Zänkereien unter Freunden. Wollte Gott, ich könnte mein ganzes Leben in Ruhe verbringen! Dann befindet man sich wohl und gedeiht an Leib und Seele.“ —

— „Wenn nur Ruhe nöthig ist, das heißt ungestörter Schlaf, gutes Essen und ein ruhiges Benehmen, um zu gedeihen, wie Du sagst, an Leib und Seele, so hat Dich in der That die Natur reich begabt“ — bemerkte Alf mit sarkastischem Lächeln.

Albrecht hielt diese Bemerkung für Ernst und antwortete: — „Ja. Ich bin aber auch der Vorsehung dankbar für diese gute Konstitution. — — Doch was in aller Welt macht Bernhard? — — Er ist immer noch nicht unter den dienenden Brüdern zu sehen.“ —

— „Wer bei Licht hängen soll, kommt immer noch zeitig genug" — versetzte Hans.

Alf lachte laut auf über dieses Sprüchwort.

Endlich erschien Bernhard unter den dienenden Brüdern. Er war, wie die andern, in einen weißen Mantel gekleidet, trug einen Strick um den Leib, ging barfuß mit tief gesenktem Blick und murmelte halblaut eine Menge lateinische Gebete vor sich hin, indem er sich dazwischen vor die Brust schlug, wie ein verzweifelnder bußfertiger Sünder.

— „Sieh nur, welch' ein Duckmäuser dieser Bernhard ist!" — sprach Alf zu seinen Freunden. — „Er macht, bei meiner Ehre, eine so gottsjämmerliche Miene, daß er damit den Himmel selbst erobern könnte. Welcher Geistliche kann so vieler Demuth widerstehen?" —

Jetzt traten die Armen einzeln ein. Sie hatten sämmtlich in dem Nebenhause ihre eignen Kleider abgelegt und an deren Stelle einen weiten wollnen Kittel empfangen, den sie beim Hinabsteigen in das Bad ohne Schwierigkeit von sich werfen konnten. Auf ein Zeichen, welches Ulf Olofsson gab, begann das Baden selbst, wobei die dienenden Brüder helfen mußten. Vornehmlich zeichnete sich

Bernhard unter ihnen aus. So viel zärtliche Sorgfalt und Eifer für die Armen zog Aller Blicke auf ihn. Man war erstaunt über das, was man sah; denn Niemand hatte ein solches Benehmen von dem sonst so leichtsinnigen und weltlich gesinnten Günstling des Königs erwartet. Einer oder der andere der Anwesenden mißtraute wohl der Aufrichtigkeit dieser so schnell entstandenen Frömmigkeit bei einem Mann, der bisher alle kirchlichen Feierlichkeiten mit Verachtung angesehen hatte. Allein Niemand wagte diesen Gedanken auszusprechen, der im Allgemeinen auch von der größeren Menge der Anwesenden nicht getheilt wurde. Die Mehrzahl ließ sich durch den Schein täuschen und bildete sich ein, daß wirklich eine wunderbare Veränderung mit Bernhard vorgegangen sei.

Niemand strengte sich mehr an, den Badenden beizustehen, als er; er schien sich fast ausschließlich dieser ganzen Beihülfe unterziehen zu wollen. Ueberall hörte man seine Stimme freundlich zu den Armen sprechen oder sah ihn seinen Arm hülfreich den Badenden leihen; und als diese später aus der Wanne stiegen, war er wieder am eifrigsten beim Abtrocknen beschäftigt. Für Jeden hatte er ein gü-

tiges Wort, und wenn er ihre Füße sorgfältig abgetrocknet hatte, küßte er sie so demüthig, wie der heilige Vater bei der berühmten Abwaschungsceremonie in der großen Woche zu Rom.

Beim Anblick dieser freiwilligen Demüthigung erstaunten die drei Freunde. Daß der stolze Ritter so weit gehen würde, hatten sie nicht geglaubt.

— „Das übertrifft Alles, was ich mir denken konnte!" — rief Alf verwundert.

— „Der Bauer ist nicht eher satt, als bis er den Schlucken kriegt, sagt ein altes Sprüchwort" — äußerte Hans.

— „Ich will Deinem Sprüchwort seinen Werth nicht absprechen" — versetzte Alf — „aber ich glaubte nicht, das zu sehen, was ich gesehen habe. Jetzt muß ich in Wahrheit bekennen, daß Bernhard ein gewaltiger Mann ist, den ich weit lieber zum Freund, als zum Feind haben will." —

Nachdem sämmtliche sechzig Arme gehörig gewaschen und wieder angekleidet worden waren, ging die Prozession in derselben Ordnung, wie auf dem Heerwege, und unter denselben Gesängen in den Seelenhof zurück. Auch hier zeichnete sich Bernhard durch seine Demuth und durch seine

lauten **Pater noster** aus, zur nicht geringen Verwunderung der gaffenden Volksmenge, welche gewohnt war, Bernhard als den übermüthigsten und stolzesten unter allen diesen fremden Abentheurern zu betrachten, die damals das unglückliche Land überschwemmten.

In einem der großen Säle des Seelenhofes war eine lange Tafel gedeckt und mit Speisen besetzt. Hierher wurden die sechzig Armen geführt und, nachdem sie sich an der Tafel niedergelassen hatten, von den dienenden Brüdern bedient. Bier war das einzige Getränk, welches genossen wurde; und davon wurden bei dieser Gelegenheit in der Regel nicht weniger als acht Tonnen verbraucht. Aus den Tonnen wurde das Bier in Zuber gezapft, die im Saal standen; und aus diesen schenkte man es in hölzerne Becher und Nöselmaaße, die dann den Gästen gereicht wurden.

Dieses Essen und Trinken, so angenehm es auch für Personen war, die sich selten oder nie eines solchen Ueberflusses erfreuen konnten, hatte doch auch ein Ende. Die Gäste trabten nach und nach in ihre Heimath ab, gehörig verpflegt und sehr zufrieden mit ihrem Bad, wie mit dem Mit-

tagessen. Daß einer oder der andere von ihnen auf dem Heimweg verloren ging, war kein Wunder, wenn man die Quantitäten Bier berücksichtigt, welche bei dieser Gelegenheit getrunken worden waren. Damit hatte jedoch die Gesellschaft nichts zu thun. Man hielt deren Pflichten für vollendet, sobald die Armen ihr Bad, ihr Essen und ihr Trinken empfangen hatten; blieben sie hinterher vor Trunkenheit auf der Straße liegen und erfroren in der kalten Winternacht, so war das ihre eigne, nicht aber Sache der Gesellschaft.

Unterdessen versammelten sich in einem andern Saal des Seelenhofes die geistlichen Brüder und diejenigen, welche im Lauf des Tages bei den Feierlichkeiten Beistand geleistet hatten. Auch sie wurden auf Kosten der Gesellschaft mit einem Mittagsessen gewirthet, wobei es eben so zuging, wie bei dem Gesellschaftsgelage, das wir in einem der ersten Kapitel beschrieben haben. Man aß und trank und trank und machte sich lustig bis spät in die Nacht; ein Toast nach dem andern wechselte mit Liedern geistlichen und weltlichen Inhaltes.

Während der Mahlzeit hatte Bernhard sich unvermerkt dem Kanonikus zu nähern gesucht, in der Hoffnung, daß dieser aus eignem Antrieb eine Unterredung mit ihm beginnen würde. Er befürchtete, und zwar nicht ohne Grund, daß der schlaue alte Mann seinen Eifer zu groß und zu plötzlich finden und deshalb Argwohn gegen ihn hegen würde. Dieser Argwohn mußte aber zerstreut werden, wenn nicht der ganze Plan scheitern sollte. Nach seiner Ansicht war dieser Zweck am leichtesten zu erreichen, wenn er bei strenger Beobachtung aller Formen und Gebräuche der Gesellschaft den Gang der Dinge so zu leiten wußte, daß der Kanonikus wie zufällig mit ihm in Berührung kam. Die Schritte, die er that, um dem alten Herrn näher zu kommen, waren darum kaum sichtbar, und nach einem mehrstündigen Beisammensein war die Entfernung zwischen beiden immer noch so groß, daß sie keine Veranlassung zu einer Unterredung herbeiführte.

Der Kanonikus hatte jedoch seine scharfen Blicke mehr als einmal auf Bernhard geheftet, als ob er in dessen Innern lesen wollte, was wohl diese plötzliche Veränderung bei dem leichtsinnigen

Deutschen zu bedeuten habe. Nichts gewährte ihm mehr Vergnügen, als wenn er sah, daß andere Personen eben so sehr für die Gesellschaft eiferten wie er; nichts vermochte Jemand in seinen Augen so hoch zu stellen, als Eifer und Theilnahme für die Gesellschaft. Aber er konnte den Gedanken nicht los werden, daß bei Bernhard dieser ganze Eifer erheuchelt sei. Mehrere von den älteren Brüdern hatten schon vorgeschlagen, daß man Bernhard für den Eifer, den er an diesem Tage bewiesen, öffentlich vor allen versammelten Brüdern Dank sagen solle; dieß — glaubte man — würde dem König gefallen, der es gern sah, wenn man denjenigen feierte, der unter allen Unterthanen Schwedens am meisten von ihm begünstigt wurde. Diese Auszeichnung wurde jedoch von dem vorsichtigen Kanonikus aufgeschoben, denn er wollte den Gehalt von Bernhards plötzlicher Umwendung näher prüfen, bevor er seine Zufriedenheit darüber aussprechen wollte. Durch eine kurze Unterredung mit Bernhard glaubte er dem wahren Sachverhältniß am besten auf den Grund zu kommen. Gelegenheit dazu fand sich sehr bald, als die Reihe an den Ritter kam, zu singen, und dieser folgendes

zu seiner Zeit wohlbekanntes Volkslied von der kleinen Inga anstimmte:

Klein Inga steht an der schweren Mühle und mahlt,
So gut sie kann.
Sie singt ein Lied wie die Nachtigall im Wald,
So gut konnte sie singen.

Der König alsbald seine Ritter frägt:
So gut sie kann.
„Wer ists unter Euch, der die Goldharfe schlägt?"
So gut konnte sie singen.

„S' ist keiner unter uns, der die Goldharfe schlägt,
So gut sie kann.
Klein Inga ists, die Korn zur Mühle trägt."
So gut konnte sie singen.

Der König hierauf zu den Rittern sagt mehr:
So gut sie kann.
„So geht und sendet Klein Inga zu mehr her!"
So gut konnte sie singen.

Und die Ritter sprachen zu Inga klein!
So gut sie kann.
„Klein Inga, Du sollst zu dem König hinein."
So gut konnte sie singen.

„Und ich kann nicht zu dem König hinein,
So gut sie kann.
Ich habe ja nichts als den Grauwollrock mein."
So gut konnte sie singen.

„Hast Du auch nur den Grauwollrock Dein,
So gut sie kann.
So mußt Du dennoch zum König hinein."
So gut konnte sie singen.

Klein Inga sitzt auf dem Brückenrand nun,
So gut sie kann.
Mit zerrissenen Strümpfen und schlumpigen Schuh'n.
So gut konnte sie singen.

„Klein Inga, singe ein Lied vor mir,
So gut sie kann.
Ein Gewand von Seide geb' ich Dir."
So gut konnte sie singen.

„Ein Seidengewand, das trag' ich nicht,
So gut sie kann.
Ein Lied Dir singen, daß mag ich nicht."
So gut konnte sie singen.

„Klein Inga, singe ein Lied vor mir,
So gut sie kann.
Ein Gewand von Silber geb' ich Dir."
So gut konnte sie singen.

„Ein Silbergewand, das trag' ich nicht,
So gut sie kann.
Ein Lied Dir singen, das mag ich nicht."
So gut konnte sie singen.

„Klein Inga, singe ein Lied vor mir,
So gut sie kann.
Ein Gewand von Golde geb' ich Dir."
So gut konnte sie singen.

„Ein golden Gewand, das trag' ich nicht,
So gut sie kann.
Ein Lied Dir singen, das mag ich nicht."
So gut konnte sie singen.

„Klein Inga, singe ein Lied vor mir,
So gut sie kann.
Mein halbes Reich, das geb ich Dir."
So gut konnte sie singen.

„Dein halbes Reich, das trag' ich nicht;
So gut sie kann.
Ein Lied Dir singen, das mag ich nicht."
So gut konnte sie singen.

„Klein Inga, singe ein Lied vor mir,
So gut sie kann.
Den Namen der Königin geb' ich Dir."
So gut konnte sie singen.

„Den Namen der Königin trag' ich nicht,
So gut sie kann.
Ein Lied Dir singen, das mag ich nicht."
So gut konnte sie singen.

„Klein Inga, singe ein Lied vor mir,
So gut sie kann.
Mich und mein Reich, das geb' ich Dir."
So gut konnte sie singen.

„Dich und Dein Reich ertrag' ich nicht,
So gut sie kann.
Ein Lied Dir singen, das mag ich nicht."
So gut konnte sie singen.

Der König umfaßte sie liebevoll,
So gut sie kann.
So sag' mir, was ich Dir geben soll?" —
So gut konnte sie singen.

„Laßt Ihr Euch taufen und Euer ganzes Land,
So gut sie kann,
So will ich Euch singen das beste, was ich kann.“
So gut konnte sie singen.

Der König ließ sich taufen und sein ganzes Land,
So gut sie kann,
Klein Inga singt ihm das beste, was sie kann.“
So gut konnte sie singen.

Klein Inga erhob ihre Stimme und sang,
So gut sie kann!
Daß Taube hörten und jeder Lahme sprang.
So gut konnte sie singen!

Der Kanonikus glaubte Bernhard mit Bezugnahme auf dieses Lied anreden zu können und that dieß folgendermaßen: — „Das Lied, welches Ihr sangt, edler Ritter, ist ein ächt nordisches Erzeugniß, das wohl auch im Ausland bekannt und geschätzt sein muß, da es Euch nicht fremd ist. Es war hier ganz an seinem Ort, denn durch das ganze Gedicht athmet ein frommer christlicher Geist, der für den religiösen Gegenstand, mit dem wir uns Heute den ganzen Tag beschäftigt haben, sehr wohl paßt. Sehr oft haben sich die Brüder unserer Gesellschaft über den wahren Zweck der Feste geirrt, welche wir unter uns begehen, und dieselben für nichts, als für gewöhnliche weltliche Vergnügun-

gen gehalten. Die Folge dieses Irrthums ist gewesen, daß unsere Feste immer mehr ausgeartet und verfallen sind. Und ich bin fest überzeugt, daß, wenn die Gesellschaft nicht durch irgend eine mächtige Hand unterstützt wird, nicht viele Jahre vergehen werden, ehe sich diese Einrichtung, so nützlich und dem wahren Geist des Christenthums versprechend sie auch ist, in sich selbst auflösen muß, und zwar einzig und allein nur wegen des Leichtsinnes ihrer Mitglieder.“ —

— „Es freut mich mehr, als ich sagen kann“ — erwiederte Bernhard, indem er einen demüthigen Blick auf den Kanonikus warf — „daß Euch die Wahl meines Gesanges gefallen hat, ehrwürdiger Vater. Auch ich war unter der Zahl derjenigen, welche über den wahren Geist und Zweck der Gesellschaft in Irrthum waren. Ich schäme mich, bekennen zu müssen, daß ich in den Zusammenkünften und Festlichkeiten der Gesellschaft keinen anderen Zweck, als das Vergnügen, gefunden habe. Lange bin ich in diesem Irrthum geblieben; aber ich danke der heiligen Jungfrau, daß ich endlich zur Besinnung und zum Nachdenken gekommen bin.“ —

— „Du thust recht, mein Sohn, unserer heiligen Mutter für diese Erweckung zu danken“ — fiel der Kanonikus ein. — „Schon lange habe ich mit Betrübniß gesehen, daß auch Du zu den irre geleiteten Brüdern gehörtest, die über unserer Gesellschaft wirklichen Zweck im Dunkeln tappen. Möge Deine Erleuchtung so gründlich sein, daß Du, wie es einem würdigen Bruder geziemt, durch Wort und Beispiel auch auf die übrigen Mitglieder wirken kannst. Auf diese Weise trägst Du das Deinige zur Erhaltung der Gesellschafr bei und errichtest Dir selbst zugleich das schönste Denkmal durch die Segnungen der Armen.“ —

— „Ich habe diese Bekehrung einem Mann zu danken“ — fuhr Bernhard fort — „der mich blos durch sein Beispiel und durch sein Ehrfurcht-gebietendes Benehmen, zum Nachdenken gebracht hat und dessen hohen Werth als Mensch, wie als Mitglied der Gesellschaft ich jetzt erst recht kennen gelernt habe.“ —

— „Wer ist der Mann, der dieß bewirkt hat“ — fragte der Kanonikus mit augenscheinlicher Neugierde.

Bernhard antwortete nicht sogleich; als er es aber that, betonte er seine Worte ungewöhnlich, um denselben mehr Nachdruck zu geben.

— „Dieser Mann" — sagte er — „ist der in unserer Gesellschaft eben so geliebte als geachtete Kanonikus von Strengnäs." —

— „Ich!" — rief Alf Olofsson erstaunt und überrascht. — „Wie habe ich auf Dich wirken können, mein Sohn?" —

Bernhard erzählte nun, wie er allmählig zum Nachdenken gekommen sei, und wußte dabei den Kanonikus so geschickt einzuflechten, daß derselbe keine weiteren Zweifel an der Aufrichtigkeit des Ritters hegen konnte. Der sonst so scharfsichtige Mann ließ sich dießmal durch Bernhards glatte Wohlrednerei verleiten. Er vergaß alle die Auftritte, bei denen sich Bernhard durch Verletzung der Gesellschaftsgesetze und Gebräuche ausgezeichnet hatte und deren Zeuge er gewesen war; er dachte nicht mehr an die Vergangenheit, er hörte nur auf die Stimme des Versuchers und gedachte des Eifers, den der Ritter heute bei Gelegenheit des Seelenbades an den Tag gelegt hatte. Er konnte sich selbst außerdem nicht verbergen, daß etwas Schmeichel-

haftes für ihn in der Ueberzeugung lag, er habe diese unerwartete Bekehrung bewirkt.

Nun hatte Bernhard einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, einen Schritt, den er auch durch fortgesetzten Eifer von seiner Seite festzuhalten suchte. Er schien darin auch den gewünschten Erfolg zu haben, denn als die Versammlung spät Abends auseinander ging, hatte er das Vertrauen des Kanonikus dermaßen gewonnen, daß dieser selbst erklärte, er werde ihm am folgenden Tage einen Besuch abstatten, um — wie er sich äußerte — mit ihm gemeinschaftlich die Gesellschaft zu kräftigen und deren Wirksamkeit wo möglich weiter auszudehnen. Bernhard versicherte ihn natürlich, daß ihm ein solcher Besuch nicht anders als angenehm sein könne, und freute sich bereits innerlich über den Einfluß, den er sich auf den Kanonikus verschafft hatte und der ihn — wie er nicht länger bezweifelte — für alle seine Anstrengungen im Laufe des Tages zu dem gewünschten Ziel führen mußte.

Am folgenden Tage zeitig stand der Kanonikus schon in Bernhards Zimmer. Sein Eifer für die Gesellschaft machte ihn gegen alles Andere taub

und blind. Die beiden neuen Freunde rathschlagten lange über diesen Gegenstand und faßten mehrere Beschlüsse, die sich auf die erweiterte Thätigkeit der Gesellschaft bezogen.

Die Berathung hatte schon ziemlich lange gedauert, als Bernhard anscheinend zufällig den Kanonikus im Lauf der Unterhaltung an ein Fenster führte, welches die Aussicht auf den Garten hinaus hatte.

Ulf Olofsson sah daselbst mit Erstaunen ein junges Frauenzimmer herum gehen, das in Nonnentracht gekleidet war, die unter dem weiten Mantel hervorragte. Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß dieses Frauenzimmer Elisif war, die auf Bernhards Veranlassung im Garten auf und nieder ging, um die Aufmerksamkeit des Kanonikus zu erregen.

— „Was bedeutet das, edler Ritter?" — fragte der Kanonikus. — „Ich wußte nicht, daß Ihr verheirathet seid. Aber warum geht denn Eure Gattin in Nonnentracht?" —

Diese Frage gab Veranlassung für Bernhard, den bisherigen Gegenstand ihrer Unterhaltung, der ihn schon längst gelangweilt hatte, zu verlassen

und auf einen andern überzugehen, der ihn mehr interessirte. Er schilderte ihm zuvörderst mit glühenden Farben die Heftigkeit seiner Liebe für das junge Weib, klagte dann in wohlgesetzten Worten über die Schwäche des Menschen, der Versuchung nicht widerstehen zu können, ging hierauf zu einer kurzen, möglichst bemäntelten Erzählung des Nonnenraubes über und schloß mit der Erklärung, daß er, da sein Gewissen ihm nicht erlaube, sie zu seiner Beischläferin zu machen, wie viele Ritter vor ihm mit geraubten Frauen gethan hätten, sich mit Bewilligung des Königs entschlossen habe, sie zu heirathen. — „Darum wende ich mich nun an Euch, ehrwürdiger Vater" — fuhr er fort — „mit der Bitte, daß Ihr uns trauen möget." —

Der Kanonikus hörte ihm bis zum Ende zu, ohne durch irgend ein äußeres Zeichen seine Gedanken zu erkennen zu geben oder die Ruhe zu verlieren, die einen Charakterzug seines Gesichts ausmachte. Nur einmal im Laufe der Erzählung — es war, als Bernhard den Raub Elisifs aus dem Kloster erwähnte — erbleichte er plötzlich. Allein dieß ging schnell vorüber, und als Bernhard schwieg, war der Kanonikus im Stande, mit seiner

gewöhnlichen Ruhe zu antworten, jedoch mit einer Stimme, welche andeutete, daß er bestimmter als jemals in seiner Ansicht war.

— „Ich brauche mich über die Beschaffenheit der Handlung, die Ihr begangen habt, Herr Ritter, nicht zu äußern" — sprach er. — „Eure Handlungsweise läßt sich nicht vertheidigen; sie ist mit blutiger Schrift in Gottes Buch eingetragen. Haltet ein, junger Mann, auf einem Wege, der Euch zu keinem andern Ziel, als in die Hölle führen kann! Laßt ab von diesem Mädchen — sie ist noch rein und unschuldig, wie Ihr sagt — sendet sie in ihr Kloster zurück, und ich verspreche Euch im Namen aller Heiligen kraft meines heiligen Amtes volle Absolution für das Verbrechen, welches Ihr begangen habt." —

Bernhard zuckte verächtlich die Achseln und erklärte, daß er auf dieses Verlangen unter keiner Bedingung eingehen werde.

— „So wendet Euch wenigstens an den heiligen Vater und erwartet dessen Antwort" — fuhr der Kanonikus fort, denn er hoffte durch Aufschub die Rettung Elisifs bewerkstelligen zu können.

— „Das ist bereits geschehen und der König selbst hat mein Gesuch bevorwortet, so daß kein Zweifel darüber ist, der Papst werde seine Genehmigung zur Heirath ertheilen. Aber ich mag nicht so lange warten. Ich verlange jetzt von Euch, ehrwürdiger Vater, daß Ihr mich sogleich mit dieser jungen Nonne traut" — — —

— „Eher möge sich dieser Mund für immer schließen" — unterbrach ihn der Kanonikus hastig — „ehe ich ein solches Verbrechen begehe. Die Braut Christi kann keinem andern Mann angehören. Euch mit ihr zu trauen, Ritter, hieße den Segen der Kirche über eine Verbindung aussprechen, die ein Verbrechen vor Gott ist. Wehe dem Priester, der dieß wagte!" —

Bernhard konnte seinen Unwillen nur mit Mühe zurückhalten. — „Allein es ist des Königs Wille" — sagte er.

— „Der König **kann** das nicht wollen" — unterbrach ihn der Kanonikus mit Wärme. — „Aber wenn er es auch wollte, so vermag er doch nichts über mich, denn ich gehorche den Geboten

Gottes und erkenne blos **den** Willen an, der von Ihm oben im Himmel kommt!" —

Noch mehrere Worte wurden zwischen dem Kanonikus und Bernhard gewechselt, ohne daß sich der erstere in seinem Vorsatz erschüttern ließ. Als Bernhard die Unmöglichkeit bemerkte, auf ihn einzuwirken, wandte er ihm den Rücken und schien das Gespräch nicht weiter fortsetzen zu wollen. Dieß entging dem Kanonikus nicht, der auch sogleich seinen Abschied nahm.

Auf der Straße ließ Ulf Olofsson seinem Verdruß freien Lauf. Er sah nun ein, daß Bernhards Eifer für die Gesellschaft und sein Benehmen bei dem Seelenbad erheuchelt, seine ganze Bekehrung also nicht aufrichtig war. Es verdroß ihn, daß dieser gottlose Mann ihn selbst zum Werkzeug bei einem Unternehmen von so schwarzer Beschaffenheit auserwählt hatte. Nachdem er sich aber über Bernhards Benehmen hinreichend geärgert hatte, kam er zu der Ansicht, daß es seine Pflicht sei, die Rettung der jungen Nonne zu versuchen. Irgend einen gesetzlichen Schritt gegen den Günstling des Königs zu unternehmen, in einer Stadt wie Stockholm, von Deutschen überfüllt, die sämmtlich Bern-

hards Freunde oder Diener waren, war vergeblich; das sah er wohl ein. Er beschloß deshalb sich direct an den König zu wenden und im Namen der Kirche so auf denselben einzuwirken zu suchen, daß dieser Bernhard befehlen möge, die Nonne ins Kloster zurückzusenden. Dieß gelang ihm jedoch trotz aller seiner Bemühungen nicht. Der einzige Beschluß, den er bewirken konnte, bestand blos darin, daß Albrecht dem Ritter Bernhard die Verpflichtung auferlegte, bis zum Eintreffen der Antwort des Papstes die Nonne in Ehren zu halten und keine Gewalt gegen ihre Tugend zu brauchen.

Bernhard war wider seinen Willen genöthigt, diesem Befehl Gehorsam zu versprechen. Aber er schwor sich heimlich einen theuern Eid, daß er, falls auch der Papst seine Einwilligung zur Heirath nicht gebe, das Recht des Stärkeren benutzen und Gewalt gegen die arme Klosterjungfrau brauchen wolle, möge ihn auch die Ungnade des Königs und der Fluch der Kirche treffen.

* * *

Capitel XIV.

Königin Margaretha.

Das Mißvergnügen im Lande hatte nun den höchsten Grad erreicht. Albrechts gewaltsame Einziehung jedes dritten Gutes der steuerfreien geistlichen und weltlichen Besitzungen für die Krone verursachte eine Erbitterung gegen ihn, die blos eine passende Gelegenheit erwartete, um fürchterlich zum Ausbruch zu kommen und sich zu verbreiten. Der König suchte zwar sein Benehmen durch die Erklärung zu entschuldigen, daß der Unterhalt, den ihm das Land zu gewähren hatte, durchaus nicht ausreiche, um ihn als König standesmäßig leben zu lassen; allein die Schweden erwiederten ihm, nur seine Verschwendung und seine unüberlegte Freigebigkeit gegen die Deutschen sei es, die den

Mangel in der Königlichen Schatzkammer herbeiführe. Da alle Vorstellungen bei Albrecht nichts zu fruchten schienen und die Deutschen fortwährend mit Geldsummen und Gütern von ihm beschenkt wurden, so fingen die vornehmen Schweden endlich an, sich nach ausländischer Hülfe umzusehen und die Krone einem Monarchen anzubieten, der das Land aus seiner gegenwärtigen unglücklichen Lage retten konnte.

Bei einer Zusammenkunft auf dem Ringstaholm in Ostgothland, zu welcher der Besitzer dieses Ortes Birger Ulfson Brahe, der berühmte zweite Sohn Birgitta's, mehrere der angesehensten Männer Schwedens eingeladen hatte, um über die unter diesen Verhältnissen zu ergreifenden Maßregeln zu berathen, kam man zu dem Beschluß, sich an die Königin Margaretha zu wenden, die Dänemarks Thron besaß und mit demselben nach dem Tode ihres Gatten Hakan und ihres Sohnes Olof auch die Krone Norwegens vereinigt hatte. Um auch die mächtigen Herren Westgothlands zu bestimmen, an diesem Beschluß Theil zu nehmen, wurde eine neue Zusammenkunft in Westgothland in der starken Festung Oerestén festgesetzt. Hier

wurde die Akte entworfen, welche dem König Albrecht Treue und Gehorsam aufkündigte und den Thron Schwedens der Königin Margaretha übertrug. Diese Akte wurde von den Vollstreckern des Bo Jonsson'schen Testaments und von vielen andern hochgestellten Männern des Landes, geistlichen und weltlichen, unterzeichnet. Birger Ulfson, Erich Kettilsson und Sten Bengtson Bjelke wurden beauftragt, die Akte in die eignen Hände der Königin zu liefern und mit derselben über die damit verbundenen Bedingungen zu verhandeln. Sie reisten ohne Aufenthalt ab und gelangten glücklich nach Bohus, wo Margaretha damals sich aufhielt.

Ihr Anliegen war der Königin durchaus nicht unwillkommen. Sie empfing die Abgesandten mit einer Pracht, die nicht ohne Berechnung war und der Eitelkeit der schwedischen Herren auch nicht wenig schmeichelte.

Auf dem Königsthron sitzend und umgeben von Allem, was Dänemark und Norwegen Schönes und Edles besaß, gab sie den Gesandten sogleich Audienz. Sie war zu dieser Zeit etwa sieben und dreißig Jahre alt und hatte ein männliches Aussehn, entbehrte jedoch dabei keineswegs

der Reize, die ein Weib in den Augen eines Mannes schön machen. Ihr Wuchs war schön; ihre Gestalt eher kurz, als lang. Dasjenige, was eigentlich ihre größte Schönheit ausmachte, waren ihre fast ganz schwarzen Augen, die einen eigenthümlichen wollüstigen Ausdruck hatten und ihre Gegner mit mehr Erfolg besiegten, als kriegerische Waffen. Sie hatte reiches, langes, schwarzes Haar, das sie bei feierlichen Gelegenheiten lose über die Schultern hängen ließ. Ihre Stimme, als Weiberstimme betrachtet, war jedoch keineswegs angenehm und erinnerte mehr als irgend Etwas an die Aeußerung, welche das Gerücht ihrem Vater, dem König Waldemar, in den Mund legt, nämlich daß die Natur irre gegangen sei, als sie seine Tochter zum Weib und nicht zum Mann gemacht habe.

Wenige Frauen sind so verschieden beurtheilt worden, wie die Königin Margaretha. Von etlichen Geschichtsschreibern wird sie unter die Mittelmäßigkeit herabgesetzt, von andern aber wieder höher erhoben, als sie wirklich verdient. Sie hatte viele Fehler, allein dabei fehlten ihr auch manche große Eigenschaften nicht. Es läßt sich nicht leugnen, daß ihr das Glück bei vielen ihrer Unterneh-

mungen günstig war; aber die Gerechtigkeit fordert auch, ihr Feinheit und kluge Berechnung bei ihren Plänen, einen hohen Grad von Standhaftigkeit und Klugheit bei der Ausführung dieser Pläne, ganz besonders aber einen unerschrocknen Heldenmuth, der sie nicht einen Augenblick verließ, zuzugestehen.

Bei der erwähnten Gelegenheit war sie in ein langes weißes Gewand gekleidet, das in Falten über der Brust lag und um den Leib durch einen reich gearbeiteten silbernen Gürtel zusammengehalten wurde. Ueber diesem Gewand trug sie einen himmelblauen Mantel von Sammet, mit geblümter Seide gefüttert und oben mit breiten goldnen Ringen eingefaßt, in welche vielfarbige Edelsteine eingesetzt waren. Dieser Mantel ließ den ganzen Hals der Königin blos, der nur mit einem Halsband von den kostbarsten echten Perlen geschmückt war. Mitten auf ihrer Brust hingen außerdem noch zwei Reihen weiße Perlen, und an denselben war ein großer goldner Schmuck, den sie von ihrem Vater bei ihrem Beilager mit dem König Hakan erhalten hatte.

Birger Ulfson, der von den abgeschickten Sendboten zum Wortführer gewählt worden war, stellte der Königin die Gründe dar, durch welche sich die schwedischen Herren bewogen gefühlt hätten, dem König Albrecht Treue und Gehorsam aufzukündigen und die Krone der Königin von Dänemark anzubieten. Seine Rede war einfach, aber würdig, und die Schilderung, welche er von der Lage des Landes machte, enthielt so viel Wärme, Leben und Wahrheit, daß mancher Ritter des dänischen Hofes von Sehnsucht ergriffen wurde, augenblicklich in den Kampf gegen Schwedens König zu ziehen.

Allein Margaretha schien anfangs nicht von demselben Eifer ergriffen zu sein, wie ihre Ritter und Hofleute. Sie sprach von der Gefahr, in welche sie sich begebe, wenn sie sich in die Angelegenheiten eines Nachbarstaates mische, und fügte hinzu, daß sie eher geneigt sei, durch Gesandte eine Vermittelung zwischen dem König und seinen Unterthanen zu bewirken zu suchen.

Hierauf antwortete Sten Bengtson, daß nunmehr jeder Vermittelungsversuch vergebens sei, nachdem die schwedischen Herren öffentlich mit ihrem König gebrochen hätten; außerdem hätte das Land

nach seiner Meinung zu lange unter dem Joch der Deutschen geseufzt, um sich mit den fremden Unterdrückern wieder versöhnen zu können.

Die Königin blieb inzwischen fest bei ihrer Ansicht, daß es besser sei, Frieden zu stiften, als zu den Waffen zu greifen und einen Aufstand gegen den rechtmäßigen Regenten zu unterstützen.

Vergebens suchte Birger Ulfson sie geneigter zur Unterstützung des Aufstandes zu machen. Trotz aller Vortheile, die er ihr versprach, schien sie unerschütterlich in ihrem Vorsatze zu sein, die Rolle einer Vermittlerin, nicht aber die einer Erobererin, zu spielen.

Die schwedischen Gesandten sahen nun einander bekümmert an und befürchteten nicht ohne Grund, daß sie unverrichteter Sache würden nach Hause zurückkehren müssen.

Da verkündete einer der Hofleute der Königin, daß noch ein schwedischer Ritter in Bohus angelangt sei und um Vortritt bitten lasse. Margaretha wechselte bei dieser Nachricht die Farbe. Sie befürchtete, daß der neue Bote die Botschaft bringen möchte, König Albrecht habe sich mit den Vornehmen seines Landes wieder ausgesöhnt und da-

durch alle die ehrgeizigen Pläne vernichtet, die sich ihrer Brust bemächtigt hatten. Sie war mehrere Augenblicke unschlüssig, ob sie die Audienz bewilligen solle, bevor sie die Anerbietungen der ersten Gesandten angenommen habe; allein sie gab endlich ihre Einwilligung, weil sie auch diese Schwierigkeit zu überwinden suchen wollte.

Der schwedische Ritter, welcher nun eintrat, war der mächtige Landrichter von Westgothland, Algot Mansson.

Die drei übrigen schwedischen Herren erstaunten bei seinem Eintritt. Sie waren bei ihrer Abreise von Oerestan mit Algot Mansson übereingekommen, daß er das Land durchreisen, auf die Stimmung des Volkes wirken und Freunde und Verbündete für das Heer sammeln möchte, das bald aufbrechen und mit den erwarteten Hülfstruppen der Königin Margaretha sich vereinigen sollte. Daß er anstatt dessen hierher nach Bohus kam, mußte ein wichtiges, unvorhergesehenes Ereigniß andeuten.

— „Heil Dir, Königin zweier Reiche!“ — rief der alte Algot Mansson. — „Groß ist die Bekümmerniß im Lande Schweden, aufgelös't sind

alle Bande des Gesetzes! Der Vornehme, wie der Geringste muß von den fremden Tyrannen Gewalt und Unrecht erleiden. Der König schützt die friedlichen Bewohner seines Landes nicht mehr; vom Thron selbst geht das Verbrechen aus. Nichts ist heilig; Alles ist erlaubt. Der Bruder erschlägt den Bruder, der Sohn ermordet seinen eignen Vater, und zwar unter des Königs eignen Augen, ohne daß die Rache des Gesetzes die gottlosen Verbrecher trifft. Aber — — — ich habe noch Schlimmeres zu erzählen von diesem König, der achtlos Gesetz und Recht mit Füßen tritt; Dinge, welche ganz Schweden gegen ihn empört und mich heute hierher getrieben haben! — Es war ihm nicht genug, daß er unsere Burgen niederriß, unser Eigenthum plünderte, die Hütten der Armen verbrannte und das ganze Land zu einem rauchenden Grabe machte An sein Gedächtniß sollte sich auch noch eine That knüpfen, schwärzer als alle übrigen, die himmelschreiend den Fluch Gottes und der Menschen auf ihn herabruft. Ich sehe, Ihr erbleicht, Ihr lauscht alle meinen Worten, aber gleichwohl ahnt ihr die Größe und das Entsetzliche des Verbrechens noch nicht, das er begangen hat. Wer unter der glän-

zenden Schaar, die Deinen Thron umgiebt, Königin, wird nicht sein Schwert vom Gürtel reißen und einem christlichen Volk zu Hülfe eilen, wenn ich Euch sage, daß König Albrecht zu der Menge seiner andern Verbrechen auch noch einen Klosterraub gesellt hat?" —

Die Bestürzung im Saal bei dieser Nachricht war allgemein; sogar Margaretha schien zu schaudern, so sehr sie auch ihre Gefühle zu verbergen suchte. Erich Kettilsson hatte mit zunehmender Unruhe jedes Wort erfaßt, das der alte Landrichter sprach. Das Unglück ahnend, das ihn getroffen hatte, eilte er auf ihn zu und fragte zitternd, indem er krampfhaft seine Hand drückte: — „Betrifft dieser Klosterraub mich als Vater?" —

Algot Mansson betrachtete ihn mehrere Augenblicke mit Thränen in den Augen und erwiederte dann, indem er seine Rede an den gesammten dänischen Hof richtete: — „Seht hier den Mann, der eine heilige Klosterjungfrau im Kloster Wadstein zur Tochter hatte! Vom Fuß des Altars weg hat sie der König selbst geraubt und den Händen seines leichtsinnigen Günstlings überliefert." —

Erich Kettilsson konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten. Er war eine starke und kraftvolle Natur, die sich bisher vor keiner Gefahr gescheut hatte; allein dieses Unglück schien seine Kräfte gänzlich zu lähmen. Getroffen von dem Schlage, vor dessen Möglichkeit man ihn zwar gewarnt, den er aber nicht für möglich gehalten hatte, stand er mehrere Minuten unbeweglich und starrte wild vor sich hin. Allein plötzlich ging diese Niedergeschlagenheit in Raserei und Verzweiflung über. Er schlug sich wüthend vor die Brust und rief, außer sich vor Rachbegier: — „So helfe mir Gott zu der blutigsten Rache!“ —

— „Stoße die Krone nicht von Dir, Königin, welche Dir jetzt angeboten wird“ — fuhr Algot Mansson fort. — „Eine schönere Krone findest Du nicht auf Erden. Und wisse, daß wir Schweden uns nur auf eine reine offne Sprache verstehen! Also willst Du Königin von Schweden werden oder nicht? — Ja oder Nein? — Nimmst Du unser Anerbieten an, so verlangen wir blos Deinen Beistand, um den König Albrecht zu vertreiben; und in diesem Falle biete ich Dir als Un=

terpfand für meine Treue meine festen Schlösser Deresten und Oppensten dar.“ —

— „Und ich räume Dir mein schönes Ringstaholm ein“ — setzte Birger Ulfson hinzu.

— „Und ich mein liebes Marienburg und mehrere Schlösser und Burgen, welche Bo Jonsson besessen hat“ — sprach Sten Bengtson Bjelke.

— „Auch ich könnte Dir die Burg meiner Väter zum Unterpfand geben“ — fiel Erich Kettilsson glühend vor Wuth ein. — „Aber ich biete Dir etwas Besseres: die unversöhnliche Rache eines beleidigten Vaters! Laß mich die Heere anführen, die den Klosterräuber und seine Anhänger stürzen sollen, und ich schwöre Dir, Du sollst Dein Vertrauen nicht bereuen!“ —

So weit wollte Margaretha die schwedischen Gesandten haben, bevor sie sich geneigt erklärte, auf deren Vorschläge einzugehen. Sie stellte sich nun, als gebe sie ihren Bitten nach, blos um das schwedische Volk von dem fremden Joch zu retten, nicht aber um ihren eignen ungezügelten Ehrgeiz zu befriedigen.

— „Nun gut!“ — sprach sie in einem Ton, der die Aufopferung andeuten sollte, welche sie sich aufzuerlegen behauptete. — „Ich will Euern Wunsch erfüllen, ihr schwedischen Männer: ich will die Krone annehmen, die Ihr mir bietet! Aber Ihr müßt mir kräftig beistehen mit Euerm Rath und mit Euern Waffen, denn sonst — befürchte ich — werden meine Heere wenig ausrichten in diesem Kampfe. Niemand weiß besser als ich das brave und kräftige Volk Schwedens zu schätzen, das von seinem König nur Das fordert, was Gesetz und Recht gebietet; und zwar mit vollem Recht. Zu gestatten, daß dieses Volk unterdrückt, sein Land durch einen Haufen Fremder mit einem leichtsinnigen König an der Spitze zerrüttet werde, verbietet mir meine Pflicht als Eure Nachbarin hier im Norden. Rüstet Euch also zum Krieg, ihr tapfern Ritter! Sobald das schwedische Kriegsheer, das Ihr sammelt, sich der Grenze von Halland nähert, sollen meine Krieger aufbrechen, um sich mit den Schweden zu vereinigen; und Dir, tapferer Erich Kettilsson, übertrage ich den Oberbefehl über die vereinigte Macht der drei nordischen Reiche. Möge die gerechte Rache, die Du zu nehmen ausziehst,

Schwedens Freiheit befestigen und ihr in der neuen Union den Wohlstand und das Gedeihen geben, das sie unter meinem Scepter zu gewinnen glaubt!" —

— „Amen!" — sagte Birger Ulfson andächtig.

Bei diesem Ruf, den Margaretha hörte, machte sie das Zeichen des Kreuzes und fuhr fort: — „Ja! Amen! Möge dieß zur glücklichen Stunde gesagt sein! Wenn der Sieg unsere Waffen mit Erfolg krönt, so gelobe ich Euch dagegen, Ihr schwedischen Herren und Männer, mein neues Reich nach den uralten Gesetzen des Landes zu regieren, dessen Grenzen nicht zu verändern und dem schwedischen Volk alle die Freiheiten und Rechte zu lassen, die demselben seit unvordenklicher Zeit zugehört haben." —

Die vier schwedischen Abgesandten leisteten ihr darauf den Eid der Treue und verließen den dänischen Hof, um nach Hause zurückzukehren und das Kriegsheer aufzubieten, das sie der Königin an die Grenze Hallands entgegen zu führen versprochen hatten.

In Stockholm wüthete unterdessen die sogenannte deutsche Parthei in ungezügelter Weise. Bei der Regierung des Staates, sowie der Stadt hatten die Fremden die Oberhand und in allen entscheidenden Fällen mußten die Schweden Unrecht haben. Gewaltthätigkeiten, die offen in den Straßen der Stadt begangen wurden, gehörten zur Tagesordnung und blieben stets unbestraft, sobald die Urheber derselben zur deutschen Parthei gehörten. Man war nicht einmal in seinem eignen Hause sicher, und sogar die Kirchen hatten ihr uraltes Asylrecht verloren.

Dieß Alles geschah unter Albrechts Augen. Die Gewaltthaten, welche tagtäglich gegen seine schwedischen Unterthanen verübt wurden, konnten ihm nicht verborgen bleiben; allein er glaubte sich der Zuneigung der Schweden so wenig sicher, weil er seine Partheilichkeit für die Ausländer gar zu deutlich an den Tag gelegt hatte, daß er für nöthig hielt, den letzteren durch die Finger zu sehen, damit sie wenigstens ihm ihr Vertrauen nicht entzögen.

Die Bewohner Stockholms waren schon längst durch die Erfahrung belehrt worden, daß Klagen

in solchen Fällen wenig oder gar nichts halfen. Auch dachten die meisten der Verletzten gar nicht daran, das Gesetz oder Diejenigen, welche es handhabten, zu ihrem Schutz anzurufen; sie zogen vor, zu leiden und zu schweigen. Die Einzigen, welche ihre Stimme noch vor dem Thron erhoben und über die ungerechten Bedrückungen des Volkes klagten, waren der Bürgermeister Brun und der Kanonikus Ulf Olofsson. Diese beiden Männer genossen so viel Ansehen unter den Schweden, daß Albrecht nicht für räthlich hielt, auch deren Klagen durch Gewalt zum Schweigen zu bringen. Sie durften sich also ungehindert aussprechen und Albrecht suchte sie sogar durch Versprechungen hinsichtlich einer besseren Gerechtigkeitspflege zu gewinnen, die jedoch nie erfüllt wurden.

Bernhard und Alf Grenerot, denen es gelungen war, das Ohr des Königs fast ausschließlich für sich zu gewinnen, bemühten sich, dem Regenten auf jede Weise Mißtrauen und Unwillen gegen die Bewohner des Landes einzuflößen. Am schwärzesten unter Allen schilderten sie ihm jedoch Brun und den Kanonikus, und zwar deshalb, weil diese allein noch der Mühe für werth hielten, die Ge-

rechtigkeit des Königs anzurufen, weil diese allein nicht müde wurden, zu klagen, obgleich sie nichts durch ihre Klagen erreichten. Bei mehreren Gelegenheiten hatte Bernhard zu verstehen gegeben, daß, wenn diese beiden Männer nicht existirten, die sämmtlichen übrigen Bürger nicht zu fürchten wären, denn letztere wären fromme, ruhige Menschen und ließen sich leicht leiten, wenn sie nicht von dem Bürgermeister und dem Kanonikus aufgewiegelt würden.

Eines Tages, als Albrecht eine mehr als gewöhnliche Freundlichkeit gegen seinen Günstling zeigte, glaubte dieser die Gelegenheit benutzen zu müssen, um seine blutigen Pläne gegen die schwedischen Bürger durchzusetzen. Er suchte zunächst den König die Nothwendigkeit darzustellen, vor allen Dingen Stockholm unschädlich zu machen und sich daselbst soviel Macht zu verschaffen, daß im Fall eines ausbrechenden Bürgerkrieges die Bevölkerung der Stadt ohne Mühe im Zügel gehalten werden könnte. Dieß ließe sich sehr leicht bewerkstelligen, wenn der König seine Einwilligung dazu geben wolle, daß siebzig der vornehmsten Bürger geopfert würden. — „Man könnte ja der

Sache den Anschein der Gerechtigkeit geben" — setzte er hinzu — „wenn diese siebzig Männer öffentlich des Verraths gegen den König und das Vaterland angeklagt würden. Gestattet mir nur sie festzunehmen, so will ich schon dafür einstehen, daß der Richterspruch sie zum Tode verurtheilen und ihre Hinrichtung eher erfolgen soll, als das Volk etwa zur Besinnung kommen könnte." —

Allein dieser Vorschlag fand Albrechts Beifall nicht. Mit Schaudern schob der König die Liste von sich, auf welcher Bernhard bereits die Opfer verzeichnet hatte.

So scheiterte für dießmal Bernhards Plan. Als aber das Gerücht verkündete, daß der Adel des Landes die Fahne des Aufruhrs erhoben und die Krone der Königin Margaretha angeboten hätte, glaubte er den Augenblick wieder gekommen, dem König die Liste der siebzig Proscribirten vorzulegen zur Unterschrift. Albrecht hörte die Nachricht von dem allgemeinen Aufstande mit mehr Ruhe, als man erwartet hatte, und verwarf eben so bestimmt, wie früher, Bernhards Ansichten über die Mittel, sich der Hauptstadt zu versichern.

— „Ich selbst will mich mit dem Kern meiner Truppen aufmachen“ — sprach er — „und diese verächtlichen Rebellen zermalmen, die lieber von einem leichtsinnigen Weibe, als von einem Mann regiert sein wollen. Dir, mein Freund Bernhard, vertraue ich einstweilen die Vertheidigung dieser befestigten Stadt an. Ich kann Stockholm in keine besseren Hände als in die Deinigen geben. Aber das sage ich Dir, Bernhard, so lange ich König in Schweden bin, wage nicht etwa, einem der siebzig Bürger, welcher auf Deiner Liste stehen, auch nur ein Haar zu krümmen!“ —

Bernhard zerbiß vor Verdruß seinen Handschuh, aber er wagte nicht zu widersprechen und dankte für den neuen Beweis von Gnade und Wohlwollen, den ihm der König jetzt gegeben hatte. Als er vom Schlosse in seine Wohnung zurückgekommen war, versammelte er daselbst sogleich die vornehmsten Deutschen in der Stadt und Alle, die er zu seinen treuen Anhängern rechnete. Er theilte ihnen die Nachricht von dem Ausbruch des Aufruhrs in den südlichen Provinzen und den Entschluß des Königs mit, das Kriegsheer gegen die Rebellen und deren ausländische Beschützerin in

eigner Person anzuführen, inzwischen aber die Regierung der Hauptstadt dem Ermessen Bernhards zu überlassen. Bei dieser Nachricht ging die Erbitterung der Deutschen gegen die Schweden in wilde Wuth über. Mehrere der Jüngeren wollten sogleich an Allem, was schwedisch hieß, Rache nehmen und baten die Aelteren um Erlaubniß, ein Blutbad zu beginnen, dessen Ausgang sie nicht im Mindesten fürchteten. — „Denn" — äußerten sie prahlend — „einer von uns ist so gut wie drei Schweden." —

Dieser Eifer, so willkommen er übrigens war, wurde von Bernhard augenblicklich gezügelt, denn er erinnerte sich an Albrechts strenges Verbot und wollte seine längst beabsichtigte Rache aufschieben, bis er allein Herrscher in der Stadt sein würde. Er begnügte sich daher für den Augenblick damit, daß er den Haß gegen die Schweden bei seinen Anhängern rege erhielt und sie aufforderte, vor dem König ihren gemeinsamen Wunsch auszusprechen, daß der Schimpf, den die Schweden ihrem rechtmäßigen König angethan hätten, gerächt werde.

Ein allgemeines Beifallsgeschrei war die Antwort auf diese Aufforderung. Alf Grenerot verab-

säumte nicht, diese Stimmung bei den anwesenden Deutschen zu benutzen, und schlug vor, dem König die Ansichten, die sich hier geltend machten, sofort mitzutheilen. Auch dieser Vorschlag wurde mit Jubel und Geschrei aufgenommen; die Versammlung brach augenblicklich auf und begab sich in's Schloß.

Albrecht hörte sie bis zum Ende und versprach dann, jedes Vergehen gegen den König und die Königliche Gewalt streng zu bestrafen. Mehr zu versprechen, konnte man ihn nicht vermögen.

Allein die nach Blut und Rache dürstenden Deutschen wurden dadurch nicht zufrieden gestellt. Tagtäglich wiederholten sie bei dem König ihre Vorstellungen und Bernhard bot Alles auf, um den König zu bewegen, auf diese Ansichten einzugehen. Dieser suchte ihre Aufregung wie früher zu beschwichtigen, bat sie um Geduld und erzählte ihnen von den Truppen, die er aus Deutschland verschrieben hatte, um den Sieg sicherer und die Strafe für die Verbrecher schwerer machen; denn diese letzteren sollten die Last und den Aufwand der ins Land gerufenen fremden Truppen tragen. — „Wir werden siegen!“ — rief er mit Wärme. —

„Ich schwöre bei Gott und allen Heiligen, nicht eher eine Mütze auf mein Haupt zu setzen, als bis ich diese Mönchshure*) aus den Grenzen Schwedens verjagt und die Kronen Dänemarks und Norwegens den meinigen beigefügt habe!" —

Allein auch dadurch schien sich der wilde Haufen nicht beruhigen zu lassen. Alf Grenerot, der meistens den Sprecher für seine Landsleute machte, versetzte darauf, daß Margaretha oder — wie sie von nun an für immer heißen solle — die Mönchshure durchaus nicht die Achtung verdiene, welche man andern Feinden schuldig sei. Sie habe sich mit einem Haufen aufrührerischer Unterthanen verbunden und müsse also eben so wie diese behandelt werden. Daß sie durch ihr Benehmen Thron und Land verlöre, sei nicht mehr als billig; allein nach seiner Meinung müsse sie außerdem noch mit einer andern Waffe, als mit dem Schwert, welches nur für Männer, und nicht für Frauen bestimmt sei, bestraft werden — und dieß sei die Waffe der Verachtung.

---

*) Diesen Beinamen erhielt Margaretha, weil das Gerücht behauptete, der Abt von Sörö sei ihr Geliebter.

Diese Bemerkung schien dem König nicht zu mißfallen. Er erwiederte, daß er, wenn dieß der allgemeine Wunsch seiner deutschen Krieger sei, gern darauf eingehen wolle. — „Sie soll eine stattliche Gesandtschaft von mir erhalten" — setzte er spöttisch hinzu — „und die soll aus einem Mönch und einem Waffenträger bestehen. Dem Mönch werde ich eine Pergamentrolle mitgeben, welche meine Kriegserklärung gegen die Königin Hosenlos und ihre Anhänger enthalten soll; der Waffenträger soll ihr dagegen ein Geschenk überbringen, das passender als ein Schwert für sie ist. Das soll ein Schleifstein von mehreren Ellen Länge sein, damit sie ihre Nadeln und Scheeren darauf schleifen kann." —

Damit waren die Deutschen sehr zufrieden und entfernten sich, dießmal unter Scherz und Gelächter über die Königin Hosenlos und deren Schleifstein.

Capitel XV.

Der Waffenträger.

Olof erreichte die Hauptstadt, wie wir bereits wissen, ohne Diejenigen, die er suchte, getroffen zu haben, ungefähr zu gleicher Zeit mit Bernhard, nur daß sie beide zu verschiedenen Stadtthoren einritten. Bernhard hatte nämlich denselben Weg eingeschlagen, den Sten gewählt hatte, und würde von dem letzteren unwillkührlich eingeholt worden sein, wenn ihm nicht der Unglücksfall mit dem Pferd passirt wäre.

Es war ein neuer und eigenthümlicher Anblick, der sich dem jungen Bauer darbot, als er von der nahen Höhe am südlichen Stadtthor Stockholm mit allen seinen Thürmen und Mauern vor sich sah. Lange hielt er staunend daselbst an und

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

verfolgte mit den Augen alle einzelnen Theile dieser nach seiner Ansicht so ausgedehnten Stadt vom südlichen bis zum nördlichen Thor, von der östlich gelegnen Schiffbrücke bis zu dem Graumönchsholm mit seinem Kloster, seinen Mauern und seinen Befestigungen. Hoch über der Stadt erhob das Schloß seine zahlreichen Thürme und Spitzen, und von dem höchsten Punkte des Kerns *) wehte die große blaugelbe Flagge Schwedens. Auf den Mauern schritten wachhaltende Soldaten hin und her, die größtentheils in Stahl gekleidet, im Sonnenschein blitzten und dem sonst ziemlich düstern Gemälde der schwarzgrauen Steinmauern einiges Leben gaben. Die beiden vornehmsten Straßen der Stadt liefen in gleicher Richtung mit diesen Mauern von Süd nach Nord, führten vom südlichen Thor bis an das Schloß und trugen die Namen der Ostlangstraße und der Westlangstraße. Die Nebengassen, die von ihnen aus in den innern Theil der Stadt führten, waren äußerst schmal und häufig so krumm, daß sie an mehreren Stellen wirklichen

---

*) So hieß ein Theil des Stockholmer Schlosses, der hauptsächlich in einem hohen runden Thurm mit zahlreichen Schießscharten bestand.

Labyrinthen glichen. Die Häuser waren meist von Holz, doch gab es hier und da einige steinerne, die aber höchst anspruchslos, zwei oder drei Stock hoch, in der Regel nur zwei Fenster breit waren und im Erdgeschoß gewöhnlich ein Verkaufsgewölbe bildeten, durch welches man gehen mußte, um in das Innere des Hauses zu gelangen.

Außerhalb der Mauern bei der Schiffbrücke, die von Holz war, lagen die Schiffe. Um diese Zeit des Jahres — es war noch mitten im Winter — befanden sich nur drei unbedeutende abgetakelte Fahrzeuge daselbst. Wie klein diese aber auch sogar nach dem Begriff der damaligen Zeit waren, so kamen sie doch Olof, der noch keine andern Schiffe, als etliche kleine Schaluppen bei Wadstein gesehen hatte, wie große Linienschiffe vor. Sowohl im Meer, als im Mälarsee war das Wasser mit dickem Eis bedeckt, über welches zahlreiche Fußgänger nach den östlich gelegenen Inseln Blasiusholm und Schiffsholm, sowie nach dem Mönchslager gingen, das noch jetzt unter dem Namen Königsholm einen Theil Stockholms ausmacht.

Nachdem Olof seine Blicke lang an diesem Anblick geweidet hatte, ritt er die Anhöhe hinab und

suchte durch das südliche Thor Eintritt in die Stadt. Sein Weg führte ihn zuerst an den äußern Thurm, von welchem eine Zugbrücke zu dem eigentlichen Stadtthor führte, das von einem Haufen deutscher Soldaten sorgfältig bewacht wurde. Diesen sollte er angeben, woher er kam und welches Geschäft ihn nach der Stadt führte. Die erste Frage war leicht zu beantworten, mehr Schwierigkeiten machte ihm die zweite. Er erholte sich jedoch sehr bald von der ersten Ueberraschung und indem er sich erinnerte, daß Sten ihm gesagt hatte, er solle ihn bei Brun erwarten, antwortete er muthig, daß er aus dem Kloster Wadstein mit einer Botschaft an den Bürgermeister Bertold Brun komme. Diese Antwort wurde als glaubwürdig und genügend angenommen. Olof durfte ungehindert seinen Weg fortsetzen, aber die deutschen Soldaten machten sich lange auf seine Kosten lustig, indem sie ihn spöttisch bald den Botschafter, bald den verkleideten Liebhaber der Nonnen nannten.

Mit Hülfe eines Wegweisers kam Olof bald an Bruns Wohnung, die dicht bei dem sogenann-Bengtsthurm oder in der Nähe der jetzigen Ritter-holmsbrücke lag und aus einem einzigen Zimmer

zwei Treppen hoch in einem ganz kleinen und unbedeutenden hölzernen Hause bestand.

Der Bürgermeister war daheim und empfing ihn mit Wohlwollen, als er ihm den Zweck seiner Reise mittheilte. Olof mußte ihm alle Umstände beim Klosterraub genau und ausführlich erzählen; als er aber damit fertig war, verdüsterte sich das Gesicht des redlichen Brun.

— „Mir ahnt nichts Gutes" — sagte er. — „Ich fürchte, Ritter Sten hat seine Wette verloren. Gott helfe diesem armen Land, wo ein so himmelschreiendes Unrecht unter dem Schutz des Königs selbst begangen werden kann!" —

Olof hegte die Absicht, sich in Bernhards Wohnung sogleich zu erkundigen, ob der Besitzer derselben angekommen sei, entgegengesetzten Falles aber ihm auf dem andern Wege entgegen zu reiten, der von der Südseite in die Hauptstadt führte. Brun billigte diesen Plan, obwohl er in seinem Innern bezweifelte, daß der junge Mann etwas gegen Bernhard ausrichten würde, da Sten es nicht im Stande gewesen war.

Beide begaben sich daher nach Bernhards Wohnung und erfuhren daselbst, daß der Ritter so-

eben angekommen sei, und zwar in Begleitung eines Frauenzimmers, das er für seine künftige Gemahlin ausgegeben habe.

— „Ich möchte gern mit dem Ritter sprechen" — sagte Olof zu dem Diener, der ihm diese Nachricht mittheilte.

— „Mein Herr ist nicht zu Hause. Er ist so eben ins Schloß gegangen" — erwiederte der Diener.

— „Gleichviel, so laßt mich mit dem jungen Frauenzimmer sprechen. Ich kann mein Geschäft eben so gut bei ihr, wie bei dem Ritter ausrichten" — setzte Olof hinzu.

— „Das läßt sich nicht thun" — versetzte der Diener kalt.

— „Und warum nicht?" —

— „Weil uns mein Herr streng verboten hat, irgend Jemand zu dem fremden Frauenzimmer zu lassen." —

— „Was frage ich nach den Befehlen Deines Herrn!" — rief Olof, außer sich vor Verdruß. — „Ich muß sie sprechen, und wenn Dir Dein Leben lieb ist, so führe mich augenblick-

lich in das Zimmer, in das man sie eingesperrt hat.“ —

— „Ich habe Dir schon gesagt, daß es gegen die Befehle meines Herrn streitet“ — erwiederte der Diener.

— „Schnell, öffne! Ich muß hinein!“ —

Olof begleitete die letzten Worte mit einer so unzweideutigen Bewegung, daß sich der Diener über seine Absicht nicht täuschen konnte.

— „Schreib Dir die Folgen selbst zu!“ — rief nun der letztere, indem er den Arm in die Höhe hob und eine Klapper in Bewegung setzte, die einen gellend rasselnden Ton von sich gab.

Im nächsten Augenblick stürzte aus mehreren Richtungen eine Schaar von Dienern herbei, die theils mit Messern, theils mit kurzen Schwertern bewaffnet waren.

Bei diesem Anblick sah der Bürgermeister die Unmöglichkeit ein, ins Haus zu dringen. Er flüsterte Olof einige beruhigende Worte zu und zog ihn fast mit Gewalt fort, nachdem er die Diener gebeten hatte, ihren Herrn von einem Mann zu grüßen, der über wichtige Angelegenheiten mit ihm

sprechen wolle und Tages darauf seinen Besuch wiederholen werde.

Der Bürgermeister war jedoch der Dienerschaft nicht unbekannt, so daß, als Bernhard nach Hause kam, ihn die Nachricht empfing, daß der Bürgermeister Brun in Begleitung eines fremden Jünglings mit Gewalt ins Haus habe dringen wollen, um mit dem jungen Frauenzimmer zu sprechen.

Bernhards Gesicht verfinsterte sich bei dieser Nachricht. Er merkte, daß Brun mit dem Klosterraub bekannt war, daß der Zweck dieses Besuchs Zusammenhang mit Elisif hatte und daß man vielleicht soweit gehen wollte, sie mit Gewalt aus seinen Händen zu befreien.

— „Du hast recht gethan, mein lieber Hans" — sagte er nach einer Weile Nachdenkens zu seinem Diener — „und ich werde Deine Treue zu belohnen wissen. Wenn der Bürgermeister wiederkommen sollte, so sage ihm, daß Ritter Bernhard nichts mit ihm zu sprechen hat. Was aber den fremden Jüngling betrifft, so wünsche ich, daß, wenn er noch einmal in mein Haus einzudringen versuchen sollte, du ihn in Deiner gewöhnlichen

kräftigen Weise zeichnest, so daß er zeitlebens an Dich und an Den, der Dich gesandt hat, denken muß.“ —

Der Diener versprach diesen Befehl seines Herrn pünktlich auszuführen. Sobald er aber den Rücken gewendet hatte, sprach Bernhard vor sich hin: — „Das soll Dir das Leben kosten, Bürgermeister Brun!“ —

Indem er dieß sagte, zog er einen Tischkasten heraus und nahm eine Pergamentrolle aus demselben, die er vorsichtig aufrollte. Er durchflog den Inhalt hastig, machte sich einige Zeichen in die Rolle und legte das Pergament wieder in den Tischkasten.

— „Nun ist Dein Todesurtheil unterschrieben“ — fuhr er halblaut fort.

— „Die Vollstreckung wird von den Umständen abhängen.“ —

Tages darauf erschienen Brun und Olof von Neuem an Bernhards Thür und verlangten Eintritt, allein sie wurden von dem Diener des Ritters verächtlich zurückgewiesen. Zugleich sammelten sich mehrere Diener Bernhards um sie, als ob sie dieser Zurückweisung mehr Nachdruck geben wollten.

Olof machte seinem Verdruß in etlichen scharfen Bemerkungen über die Feigheit der Verbrecher Luft, die sich vor ehrlichen Männern versteckten, damit diese ihnen ihre Verbrechen nicht vorhalten könnten.

— „Wie! Du wagst meinen Herrn einen Verbrecher zu nennen" — rief einer von den Dienern, der eben erwähnte Hans, eine große riesenhafte Gestalt, der mit Bernhard aus Deutschland gekommen war und wegen seiner Verwegenheit bei seinem Herrn ganz besonders in Gunst stand. — „Du bist der Erste, der in meiner Anwesenheit eine solche Sprache zu führen wagt!" —

Und bevor Olof antworten konnte, hatte Hans mit einer hastigen Bewegung sein Schwert durch die Seite des Jünglings gestoßen, sich schnell wieder ins Haus zurückgezogen und dessen Thür hinter sich zugeschlossen.

Olof fiel von dem empfangenen Stoß zur Erde und das Blut strömte reichlich aus seiner Wunde. Bestürzt über diesen Vorfall wollte der Bürgermeister anfangs den Mörder verfolgen; allein er sah ein, wie vergeblich es sein würde, in das wohlverschlossene Haus dringen zu wollen, be-

fürchtete außerdem, daß der Jüngling unterdessen verbluten könnte, und entschloß sich deshalb, für den Augenblick sich blos mit dem Verwundeten zu beschäftigen und die Verfolgung des Mörders bis zu einer passenden Gelegenheit aufzuschieben. Er nahm Olof auf seine Arme und trug ihn in seine eigne Wohnung, woselbst er den Verwundeten durch einen herbeigeholten geschickten Arzt untersuchen ließ. Durch einen glücklichen Zufall war das Schwert nicht tief in den Körper gedrungen, sondern hatte nach dem Rückeu zu eine schiefe Richtung genommen und keinen edeln Theil verletzt. Der Arzt gebot dem Verwundeten, sich ruhig zu verhalten, und gab die Versicherung, daß in diesem Falle die Wunde nach wenigen Tagen geheilt sein würde.

Diese Ruhe war unerträglich für Olof, der sich nach einer Gelegenheit sehnte, mit dem Ritter Bernhard zusammenzutreffen. Allein der Bürgermeister erlaubte ihm nicht, von den strengen Vorschriften des Arztes abzuweichen, und tröstete ihn mit der Hoffnung auf seine baldige Geuesung.

Inzwischen zeigte Brun den ganzen Vorfall den städtischen Behörden an, die über Leben, Eigen-

thum und Sicherheit der Einwohner zu wachen hatten. Zu seinem großen Aerger fand er jedoch daß man seine Anzeige unberücksichtigt ließ; und als er heftiger auf die Verhaftung und Bestrafung des Mörders drang, gab man ihm zu verstehen, daß man Jemand, der bei dem Günstling des Königs in Diensten stehe, weder verhaften, noch bestrafen könne.

— „Hier in Stockholm giebt es keine Gerechtigkeit für Dich, armer Junge!" — sprach Brun zu Olof, nachdem er sich von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt hatte. — „Sobald es Deine Gesundheit gestattet, mußt Du nach Wadstein zurückkehren und Sten Ingwarsson das Unglück mittheilen, das Dich betroffen hat." —

— „Ich kehre nicht eher zu ihm zurück, als bis ich meinen Durst nach Rache in Bernhards Blut gestillt habe!" — rief Olof mit glühenden Wangen und blitzenden Augen.

Brun suchte ihn vergebens zu überzeugen, daß wenn er darauf ausgehe, Bernhard sehr gut Mittel und Wege finden würde, ihn durch Gewalt oder List aus dem Wege zu schaffen. Er antwortete auf alle diese Einwürfe, daß sein Schicksal in

Gottes Hand stehe, daß er aber Stockholm nicht eher verlassen könne, als bis er die Klosterjungfrau aus ihrem Gefängniß befreit und sein Schwert mit dem Herzblut ihres Räubers gefärbt habe.

So vergingen mehrere Wochen. Brun hatte während dieser Zeit mehrere vergebliche Versuche gemacht, Bernhard zu treffen und über die Lage der Klosterjungfrau in dem wohlverwahrten Hause des Ritters Erkundigung einzuziehen. Olof genas unterdessen und wartete nur auf die Wiederkehr seiner Kräfte, um mit Ernst ans Werk zu gehen.

Da kam eines Abends der Kanonikus Ulf Olofsson in die Wohnung des Bürgermeisters. Er war ein alter Freund Bruns und pflegte denselben von Zeit zu Zeit zu besuchen; allein in den letztvergangnen Monaten war er theils durch einige Geschäftsreisen nach Strengnäs, theils durch öffentliche Geschäfte abgehalten worden, bei dem Bürgermeister einzusprechen. Bei seinem gegenwärtigen Besuch wurde ihm Alles mitgetheilt, was mit Olof geschehen war, wogegen er erzählte, was sich zwischen ihm und Bernhard zugetragen und was

er für Maßregeln ergriffen hatte, um die geraubte Nonne zu retten.

— „Für den Augenblick läßt sich nichts gegen diesen ruchlosen Menschen unternehmen“ — fuhr er dann fort. — „Meine eigne Erfahrung hat mir die Unmöglichkeit gezeigt, diesen fremden Nichtswürdigen und seine deutschen Miethlinge zu bändigen. So mächtig er aber auch ist, so wagt er doch keine Gewaltthat gegen die geraubte Nonne; denn der König, der nicht ohne Grund den Bannstrahl des heiligen Vaters fürchtet, hat ihm befohlen, die Dispensation von Rom zu erwarten, ehe er die Klosterjungfrau heirathen darf. Diese Dispensation will ich unter dem Beistand der Heiligen schon zu verzögern suchen, wenn auch der heilige Vater geneigt sein sollte, auf den Wunsch des Königs der Nonne Dispensation zu ertheilen und dem Ritter Absolution zu geben.

Wir brauchen also gegenwärtig nichts für das Schicksal der armen Nonne zu fürchten. Zudem habe ich mir durch ihren Beichtvater Nachricht über ihr Befinden verschafft und in Erfahrung gebracht, daß sie in ihrem Gefängniß keine Noth leidet und daß Bernhard sie nur selten besucht, sich

bei diesen Besuchen auch mit dem gebührenden Anstand benimmt. Unsere Hauptaufgabe ist also, ihre Rettung für die Zukunft vorzubereiten und dazu solche Pläne zu entwerfen, die der listige Bernhard nicht vereiteln kann. Es wäre freilich am besten, wenn wir in dieser gefährlichen Angelegenheit die Unterstützung Sten Ingwarssons für uns hätten; aber das ist kaum möglich, seitdem sein kräftiger Arm durch das Klostergelübde gebunden ist, das er kürzlich abgelegt hat" — —

— „Klostergelübde?" — riefen Brun und Olof zu gleicher Zeit.

— „Wißt Ihr denn nicht, daß der ritterliche Sten als Mönch in das Kloster Wadstein getreten ist?" —

— „Großer Gott, so sind diese unglücklichen Ahnungen doch zur Wahrheit geworden!" — rief Brun, indem er sich vor die Brust schlug. — „Ich befürchtete diesen Ausgang der Wette und warnte ihn deshalb, als es noch Zeit war. Armer Sten! Wieviel muß er gelitten haben, ehe er es über sich gewinnen konnte, mit seinem ritterlichen Gewand diese Ritterlichkeit in Gedanken, Wor-

ten und Handlungen abzulegen, die ihn stets auszeichnete!" —

— „Sagt selbst, habe ich nun nicht doppelte Veranlassung, mich an diesem deutschen Nichtswürdigen zu rächen?" — fiel Olof ein, indem er seine rechte Hand krampfhaft ballte.

— „Das war ein angelegter Plan Bernhards, um einen gefährlichen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen" — bemerkte Brun.

— „Will's Gott, so soll Bernhard diesen fein angelegten Plan bald bereuen!" — rief Olof.

— „Was geschehn ist, ist geschehn und läßt sich nicht ändern" — versetzte der Kanonikus. — „Es nützt Sten nichts, wenn Ihr jetzt hier steht und Leid trägt, Freunde! Wir müssen ihn hierher haben, damit er uns in unsern gemeinschaftlichen Bestrebungen für die Befreiung der Nonne unterstützt. Dieß kann nur auf eine Weise geschehen. Als Mönch darf er das Kloster nicht ohne einen Befehl hoher kirchlicher Beamten verlassen. Einen solchen Befehl habe ich mir durch eine glückliche Fügung des Schicksals bereits verschafft. Der König hat, aufgereizt von seinen

deutschen Söldnern, beschlossen, eine Gesandtschaft an die Königin Margaretha zu schicken, um ihr den Krieg förmlich zu erklären und ihr nebenbei zu verstehen zu geben, daß sie lieber die Nähnadel als das Schwert führen solle. Um dieser Gesandtschaft einen recht beschimpfenden Character zu geben, soll sie blos aus einem Mönch und einem Waffenträger bestehen. Der Mönch muß Sten sein, zum Waffenträger ersehe ich Dich aus, Olof!" —

— „Mich!" — rief Olof verwundert.

— „Der König hat mir aufgetragen" — fuhr der Kanonikus fort — „zu der Gesandtschaft die Personen zu nehmen, die ich wünsche. Du, Olof, mußt deshalb sogleich ins Kloster Wadstein zu Sten reisen und ihm den Auftrag mittheilen, den ihm der höchste Leiter des Staates ertheilt hat. Er muß diesem Befehl gehorchen und die Vorsteher des Klosters können ihm die Erlaubniß zur Reise nicht verweigern. Nach Vollendung Eurer Sendung ist es Eure Pflicht, dem König persönlich hier in Stockholm den Erfolg derselben zu berichten. Auf diese Weise kann Sten nach Stockholm zurückkehren; wir aber, die wir hier zurück-

bleiben, können inzwischen Alles so weit vorbereiten, daß sogleich nach seiner Ankunft die Befreiung der Nonne vorgenommen werden kann." —

Mit den gehörigen Pergamenten versehen reis'te Olof kurz darauf zu seiner Sendung ab.

Der Weg führte ihn in kurzer Entfernung bei Krokeck vorbei. Als er dahin kam, konnte er nicht umhin, im Vorüberreisen seinem Vaterhaus einen kurzen Besuch zu machen, um zu sehen, wie sich seine lieben Angehörigen befänden.

Als er aus dem dicken Föhrenwald heraustrat und seinen väterlichen Hof gewahrte, wunderte er sich nicht wenig, eine Menge fremde Pferde an die Haussäulen angebunden zu sehen. Mehrere Bauern gingen im Hofe hin und her; sie wie auch die sämmtlichen Knechte des Hauses, waren in ihren Sonntagskleidern. Olof konnte das nicht begreifen. — „Nie habe ich früher im Hause meines Vaters eine Festlichkeit mitten in der Woche gesehen" — sprach er zu sich selbst. — „Heute ist Mittwoch, und doch scheint hier etwas ganz Ungewöhnliches vorzugehen." —

Nicht ohne Unruhe näherte er sich dem Gehöft, und diese Unruhe nahm nicht wenig zu, als

er ins Haus trat und dasselbe mit Menschen überfüllt fand, welche mit den Hüten oder Mützen in der Hand schweigend um einige Personen herumstanden, die mitten in der Stube Etwas festzunageln schienen; was dieß aber war, konnte er des Gedränges halber nicht wahrnehmen.

Von etlichen Bauern, die an der Thür standen, wurde er zuerst erkannt. Der Ausruf: — „Herr Gott! Da kommt Olof!" — ging wie elektrisch durch die Stube. Alle Blicke richteten sich auf ihn, und die Bauern, welche mit Hämmern und Beilen in den Händen sehr eifrig arbeiteten, ließen ihre Werkzeuge fallen und riefen: — „Olof!" —

Allein dieß war nicht das fröhliche Willkommen, das er bei seiner Rückkehr ins Vaterhaus erwartet hatte. Er staunte über diesen Ausruf, der eben so viel Verwunderung, als Bestürzung über seinen Anblick verrieth; allein ehe er sich noch von dieser Ueberraschung erholen konnte, fühlte er sich fest an die Brust seines Vaters gedrückt. Kein Wort kam jedoch über Lars' Lippen, und als Olof zu ihm aufblickte, sah er, daß seine Augen voll Thränen standen.

Einige Schritte davon stand die Mutter, von mehreren Bauerfrauen umgeben, die ihr große Sorgfalt zu beweisen schienen und sich nach Kräften bemühten, sie zu trösten.

Dicht neben ihr zeigte sich der Geistliche in seinem Amtsornat und in dessen Nähe stand auf einen festen Stock gestützt die alte achtzigjährige Großmutter.

Das Blut erstarrte in Olofs Adern bei diesem düstern und geheimnißvollen Anblick, den er sich durchaus nicht erklären könnte.

Aus der Umarmung seines Vaters eilte er zu seiner Mutter, die ihn zärtlich in ihre Arme schloß, aber vor Seufzen kein Wort zu sprechen vermochte.

Zuletzt ging er zu seiner alten Großmutter und küßte ehrfurchtsvoll die Hand, welche sie ihm entgegenstreckte. Sie sah ihn freundlich an und sagte blos: — „Siehst Du, mein Kind, ich kann noch weinen." —

Mehrere von den umstehenden Bauern wurden durch diese Aeußerung bis zu Thränen gerührt und wischten sich mit ihren Rockschößen die Augen. Olof selbst fühlte sich von einer schrecklichen Ahnung

ergriffen, die ihm auch sein Vater bald bestätigte, indem er in stummer Verzweiflung seine Hand ergriff und ihn an einen mitten in der Stube stehenden Sarg führte. Dieser war bereits geschlossen, allein auf ein Zeichen von Lars wurde er wieder geöffnet, und als der Deckel abgehoben war, erblickte Olof mit unbeschreiblichem Entsetzen die — — — Leiche seiner einzigen, innig geliebten Schwester.

Eine große Veränderung war jedoch in ihren ihm so wohlbekannten Gesichtszügen vorgegangen. Sie war zwar dieselbe, die er vor einigen Monaten verlassen hatte, allein heftige körperliche Leiden hatten ihre sonst so sanften Züge sehr entstellt. Die Augen waren offen und starr; sie hatten das glasige Ansehn, was den Tod stets bezeichnet. Die Wangen waren eingefallen und zeigten fast tiefe Höhlen zu beiden Seiten der Nase, die dadurch in einer unnatürlichen Höhe hervortrat. Zwischen den halbgeschlossenen blauen Lippen zeigten sich die zwei Reihen weiße Zähne, die bei Lena's Leben deren größten Schmuck ausgemacht hatten, jetzt aber ihrem Gesicht ein gespensterhaftes Aussehen gaben. Sie war in ein einfaches weißes Gewand gehüllt

und ihr langes Haar floß aufgelös't über ihre Schultern. In einer Hand hielt sie eine Blume, in der andern ein schwarzbemaltes Kreuz.

Olof schauderte bei diesem Anblick.

— „Wie hat dieß geschehen können?" — war eine Frage, die er seinem Vater zwar nicht mit Worten vorzulegen wagte, die aber in seinen Blicken deutlich zu lesen war.

Lars verstand ihn auch und gab ihm durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß er zu seiner Zeit Alles erfahren sollte.

Der Deckel wurde nun wieder auf den Sarg gelegt und fest aufgenagelt. Sobald dieß vorüber war, trat ein für diesen Tag besonders ernannter Stellvertreter des Wirthes mit einer großen Kanne herein, aus welcher er den übrigen Gästen zutrank. Darauf gab er die Kanne dem ihm zunächst stehenden, der nun der entschlafenen christlichen Schwester einen Abschiedstrunk zubrachte. Alle, auch die Eltern, brachten der Todten diesen Trunk zu, und erst als die Kanne bei allen Gegenwärtigen gewesen war, setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Die nächsten Verwandten trugen den Sarg in den Hof und setzten ihn auf eine schwarz behangene

Bahre. Der Gebrauch verlangte, daß der Prediger eine Rede hielt, bevor der Sarg aus dem Trauerhaus getragen wurde. Dieß geschah jetzt, und diese Rede enthielt hauptsächlich angemessene Ermahnungen an die Umstehenden, sich durch die traurige Erinnerung an die Sterblichkeit der Menschen, deren Zeugen sie so eben seien, zeitig zur Besserung und zum Nachdenken über sich selbst erwecken zu lassen.

Endlich machte sich der Zug auf den Weg nach der Kirche, wo die Begräbnißfeierlichkeit mit allen Gebräuchen und Förmlichkeiten des katholischen Cultus vor sich ging.

Es war damals ein allgemeiner Glaube, daß die Todten wieder kommen könnten. Dieser Glaube setzte die Angehörigen der Todten eben so sehr in Furcht, wie sie es für Pflicht hielten, dieser Wiederkehr möglichst vorzubeugen. Deshalb wurde, bevor der Leichenzug das Trauerhaus verließ, das Wasser ausgegossen, in welchem die Leiche zuletzt gewaschen worden war. Dadurch glaubte das abergläubische Volk sich vor der gefürchteten Rückkehr der Todten gesichert zu haben.

Bei der Rückkehr ins Trauerhaus spät Abends erhielt Olof die erste Gelegenheit ungestört mit seinen Angehörigen zu sprechen.

— „Lena ist nicht mehr am Leben, das weißt Du, mein Sohn" — sagte Lars, nachdem er sich von der erschütternden Begräbnißscene einigermaßen erholt hatte. — „Aber Du weißt noch nicht, was ihren plötzlichen Tod veranlaßt hat. So höre denn!

Es war um die Zeit des Neujahr, kurz nach Deiner Abreise von hier, als ich eines Abends Lena in der Stube vermißte. Die Dunkelheit hatte schon alle Gegenstände rings in der Umgegend unsichtbar gemacht, und der kalte Nordwind, mit einem tüchtigen Schneegestöber vermischt, machte den Aufenthalt im Freien gefährlich. Wir waren deshalb besorgt um sie, hofften aber in jedem Augenblick, daß sie hereinkommen sollte. Aus diesem Grunde suchten wir anfangs nicht nach ihr und als wir es später thaten, war die Nacht bereits angebrochen. Stunde auf Stunde verging bei unsern Nachforschungen, ohne daß wir eine Spur von ihr fanden. Ich fing beinahe an ihr Wiederfinden zu bezweifeln und ging gegen Mitternacht

in einer Gemüthsstimmung nach unserer Wohnung zurück, die ich mit Worten nicht beschreiben kann.

Der Weg führte mich an einem Bächlein vorüber, das sich am Waldrande hin ergießt und gegenwärtig mit einer Eisrinde bedeckt war, die so hart war, daß sie mich trug, als ich darüber ging. In einiger Entfernung davon glaubte ich ein seltsames Geräusch zu hören, das mir durch Mark und Bein drang und mich noch unruhiger machte. Als ich an den Bach selbst kam, hörte ich diese Töne deutlicher. Nie hatte ich früher etwas gehört, was Aehnlichkeit damit hatte. Es war ein lautes, gellendes Tönen, das mir gleichwohl wie eine sanfte reizende Stimme vorkam, der ich wider meinen Willen lauschen mußte. Ich stand da, wie versteinert und sog die verführerischen Töne ein, die eine wunderbare Wirkung auf meinen Kopf machten. Ich fühlte, daß mein Blut in eine ungewöhnliche Wallung kam und mir nach dem Kopf stieg; allein dieß war mit einem so angenehmen Gefühl verbunden, daß ich mehr Genuß, als Schmerz in dieser Bewegung des Blutes fand. Ich sah in der Einbildung die herrlichsten Gegenstände um mich her und glaubte mich fast an die

Pforten des Paradieses versetzt. Die Erinnerung an die Erde und an Alles, was mir auf derselben lieb war, lös'te sich in ein seliges Gefühl auf, während ich hoch in den Wolken zu fliegen glaubte, Meine Füße fühlten die Erde nicht länger, nie in meinem Leben hatte ich mich so leicht im Körper gefühlt. Eine Feder konnte nicht leichter sein.

Allein allmählig hörte dieses behagliche Gefühl auf und ging in eine Art von Raserei über, die ich nur mit Mühe zügeln konnte. Das Blut schien durch Augen und Ohren herausdringen zu wollen und drückte mir das Gehirn wie Blei, so daß ich vor Angst den Verstand zu verlieren fürchtete. Die angenehmen Gebilde der Phantasie verschwanden, das Bewußtsein kehrte von Schmerzen begleitet wieder zurück und ich fühlte, dach ich wieder auf dieser Erde, mitten in der Wirklichkeit war. Mein leidender Zustand übertraf Alles, was ich jemals in meinem Leben gelitten hatte; er glich einer Hölle auf Erden. Wenn ich gekonnt hätte, würde ich geschrien haben, um meine Schmerzen zu mildern; allein ich war nicht im Stande zu schreien. Hätte dieser Zustand länger gedauert, so könnte ich

Dir jetzt nicht Rechenschaft darüber geben; ich würde den Verstand verloren haben.

Die Knechte fanden mich bewußtlos, wie ich mich gleich einem Wurm auf der Erde wand. Sie trugen mich nach Hause und dort kam ich erst nach mehreren Stunden wieder zur Besinnung zurück. Das Blut wich mir aus dem Kopfe und ich erhielt die Ruhe wieder, die ich nach einer so heftigen Gemüthsbewegung gar sehr bedurfte.

Nun erst begann ich ernstlich über das Vorgefallne nachzudenken. Es war klar, daß unsichtbare Mächte ihr Spiel mit mir getrieben hatten. Ich erinnerte mich in meiner Kindheit gehört zu haben, das der Gesang der Elfen die Menschen wahnsinnig mache; und als ich meiner alten Mutter von der Gefahr erzählte, die ich überstanden hatte, sagte sie: — „„Wie Du sagst, so ist es. Niemand anders, als die Elfen waren es, die am Ufer des Baches sangen. Hätten Dich die Knechte nicht zur rechten Zeit von dort weggetragen, so hättest Du Deinen Verstand für immer verloren."" —

Ich wollte nicht so recht an das glauben, was mir die Mutter sagte; als sie aber viele Personen namhaft zu machen wußte, die in ihrer Ju-

gend unter die Elfen gerathen und durch deren Gesang beinahe närrisch geworden waren; als sie noch hinzufügte, daß sie selbst einmal nahe daran gewesen wäre, ein Opfer des Elfengesanges zu werden, zweifelte ich nicht länger an dieser Veranlassung zu den Begebenheiten, die sich zugetragen hatten. Sie erzählte mir nämlich, daß ein Mann der die Weise des Elfensanges gelernt hatte, ihr dieselbe aufgespielt habe. Im Anfang habe sie nichts Auffallendes an sich bemerkt, aber bald sei ihr Blut in Wallung gerathen uud sie sei von einer Raserei überfallen worden, die mit jedem Augenblick ärger geworden sei. Bei längerer Fortsetzung dieser Musik sei sie von einem unerklärlichen Irrsinn ergriffen worden uud habe endlich mit allen übrigen anwesenden Personen einen Tanz begonnen, der erst mit ihrem Tode aufgehört haben würde, wenn nicht ein Fremder, der plötzlich dazu gekommen sei, den Spielmann verjagt und den Zauber gelös't hätte.

Durch diese Erzählung überzeugt, daß auch ich dem Zauber der Elfen ausgesetzt gewesen sei, gerieth ich bald auf den Gedanken, daß vielleicht auch Lena unter ihren Einfluß gerathen sei. Als

ich diesen Gedanken der Mutter mittheilte, fand sie denselben sehr wahrscheinlich und ordnete sogleich an, daß man, obgleich die Nacht noch nicht vorüber war, augenblicklich nach Lena suchen solle, falls sie etwa bezaubert in der Nähe des Baches läge, an welchem die Elfen sich aufzuhalten pflegten, um sie von dort wegzuschaffen, ehe sie den Verstand gänzlich verlöre.

Die Leute beeilten sich, dieser Anordnung nachzukommen, und fanden wirklich zu ihrem Entsetzen Die, welche wir suchten, unter einem Busch in der Nähe des Baches ohne Besinnung liegen, mit Schaum auf den Lippen und blutunterlaufenen Augen.

Trotz aller unserer Bemühungen erhielt sie ihren Verstand nicht wieder. Sie sprach beständig von der schönen Musik und dem fröhlichen Tanz; sie ließ sich nicht dahin bringen, ruhig zu sein, so sehr wir sie auch dazu zu überreden suchten. Wenn wir sie einen Augenblick allein in der Stube ließen, so fanden wir sie gewiß außerhalb ihres Bettes im schnellen Tanz wieder, während sie eine Weise sang, welche dem Gesang der Elfen ähnlich

war. Wenn man sie in diesem Treiben unterbrach, schien sie einige Minuten hindurch wie aus einer Betäubung zu erwachen und betrachtete uns auf eine Art, die uns zu erkennen gab, daß sie wenigstens bei Bewußtsein sei. Allein dieser Zustand dauerte gewöhnlich nicht lange; bald erhielten ihre Blicke die frühere Wildheit wieder und sie fing von neuem an, nur von Gesang und Tanz zu sprechen.

Von der klugen Mutter Greta in Stenhult, die so viele Kranke hier in der Gegend geheilt hat, erhielt ich zwar „neunerlei Räucherwerk"; *) aber kein Heilmittel schien auf das arme Mädchen zu wirken, das immer fort ras'te und tanzte, obgleich seit ihrer Bezauberung schon beinahe drei Wochen vergangen waren.

Jetzt erst fing meine alte Mutter an, einen glücklichen Ausgang zu bezweifeln. So lange sie

---

*) Dieß ist ein Heilmittel, das noch heutzutage von dem Volk in mehreren Gegenden Schwedens häufig angewendet wird. Die Zahl Neun rührt noch aus der Zeit des Heidenthums her und Olaus Magnus äußerte in seiner Geschichte l. 3 c. 7 darüber: „erat olim in sacrificiis Gothorum numeri novenarii observatio admodum accepta."

gehofft hatte, glaubten auch wir an ein Vorübergehen der Krankheit, denn ihre Klugheit und Erfahrung hatte uns mehr als einmal getröstet, wenn wir niedergeschlagen waren. Allein jetzt schüttelte sie bedenklich den Kopf und sagte zitternd vor Bewegung: — „Lieber Sohn! Suche Dir ein Ellakreuz *) zu verschaffen; hilft das nicht, so ist es aus mit der Tochter meines Sohnes.“ —

Ich unterließ nicht, obgleich mit großer Mühe mir von neun verschiednen Orten das Silber zu verschaffen, aus welchem das Kreuz bestehen muß, und beobachtete genau alle Gebräuche, durch welche das Kreuz seine wunderbare Wirkung erhält. Dann wurde es Lena um den Hals gehangen.

Allein auch dieses Mittel brachte keine Besserung. Lena blieb wahnsinnig.

---

*) Das Ellakreuz gilt noch jetzt für ein wirksames Mittel in Krankheiten, welche von den Elfen herrühren. Es besteht aus Silber, das von neun verschiednen Orten zusammen geholt sein muß, ist etwa zwei Zoll hoch, hat auf der Vorderseite das Bild des Gekreuzigten und enthält auf der Rückseite gewöhnlich die Worte „Jesus Christus, Gottes Sohn.“

— „Sie hat zu lange auf den Elfengesang gehört“ — sagte die Mutter — „sie ist nicht mehr zu retten.“ —

Dieß traf auch ein. Mit jedem Tage verminderten sich ihre Kräfte und endlich war sie nur noch ein Schatten von Dem, was sie früher gewesen war. Ihre Vernunft kehrte erst am Abend vor ihrem Tod zurück. Sie hatte den ganzen Tag dagelegen und gesungen, obgleich ihre Stimme vor Mattigkeit so schwach war, daß man sie kaum vernehmen konnte. Aufzustehen und zu tanzen, wie sie beim Beginn ihrer Krankheit tagtäglich gethan hatte, war sie jetzt aus Mangel an Kräften nicht mehr im Stande.

Plötzlich bemerkten wir eine schnelle Veränderung an ihr. Ihr blasses Gesicht erhielt eine hochrothe Farbe und die Augen schienen ihr aus dem Kopfe springen zu wollen. Wir richteten sie im Bett auf, weil sie nur mit Mühe athmete und weil sich ihre Brust krampfhaft hob.

Da stürzte ein Strom helles Blut aus ihrem Munde und strömte fortwährend bis spät in die

Nacht, wo sie einige Stunden ruhig schlief. Gegen Morgen erwachte sie wieder, war vollkommen bei Besinnung, sprach ziemlich lange mit uns Allen und trug uns auch Grüße an Dich auf, Olof.

Dabei mattete sie jedoch merklich ab und ihre schon vorher schwache Stimme konnte endlich nicht mehr verstanden werden. Nur aus der Bewegung der Lippen und aus dem Rollen der Augen sahen wir, daß sie noch lebte. Aber auch diese schwachen Bewegungen hörten endlich auf — — ich hielt nur den leblosen Leichnam meiner Tochter noch in meinen Armen. Aber beruhige Dich, mein Sohn, sie starb wie eine gute Christin mit dem Bild des Gekreuzigten auf der Brust, und ihre letzten Worte waren der Name des Herrn Jesus Christus!" —

Diese traurige Erzählung machte tiefen Eindruck auf Olof, der bitterlich über den schmerzlichen Verlust weinte, welcher Alle betroffen hatte. Beide Geschwister standen sich den Jahren nach sehr nahe, waren stets unzertrennlich von einander gewesen und hatten in ihren Spielen wie in ihrem ganzen

Wesen immer harmonirt; nie hatte man sie uneinig gesehen. Desto schmerzlicher traf ihn also dieser unerwartete Schlag.

Nun erzählte Olof seinerseits die Schicksale, die ihm seit Weihnachten begegnet waren, und die Vorfälle im Kloster Wadstein.

— „Nun bleibst Du wohl daheim bei uns" — sagte Brita zu ihm, als seine Worte, denen sie aufmerksam zugehört hatte, zu Ende waren.

— „Nein, meine gute Mutter, noch ist meine Bestimmung nicht erfüllt" — erwiederte Olof. — „Sobald ich aber ausgerichtet habe, was man mir aufgetragen hat, kehre ich nach Hause zurück, um mich nie wieder von meinen Eltern zu trennen." —

— „Aber lieber Olof, wir sind so allein, seit Lena todt ist" — wandte Brita ein.

— „Laß ihn seiner Bestimmung folgen" — nahm Lars das Wort. — „Der Auftrag, den er erhalten hat, ist ehrenvoll für ihn und wir dürfen uns der Ausführung desselben nicht widersetzen. Wenn Olof sein Werk gethan hat, wird er schon zurückkommen und seinem Vater wirthschaften helfen." —

Brita seufzte und machte noch mehrere Einwendungen; aber ihr Sohn hörte dieselben nicht und Lars nahm keine Notiz davon.

Ein abermaliger Abschied erfolgte und bald war Olof wieder unterwegs, allein mit sich selbst und mit seinem Schmerz.

* * *

Capitel XVI.

Die Gesandtschaft.

Vor den äußeren Mauern der Festung Bohus herrschte eines Abends große Freude und Munterkeit. Die Königin, welche so eben die Nachricht erhalten hatte, daß die mißvergnügten schwedischen Herren mit dem von ihnen gesammelten Kriegsheer von dem Sammelplatz in Westgothland aufgebrochen wären, um sich in der Nähe der Halländischen Grenze mit dem anrückenden dänischen Heer zu vereinigen, hatte in ihrer Freude darüber eine Festmahlzeit für sich und für ihren Hof auf einem grünen Anger unweit der Festung zurichten lassen.

Die ganze Ebene wimmelte von Menschen, Männern, wie Frauen, die sich unter Lachen und Scherzen die Zeit bis zur Ankunft der königlichen

Wirthin vertrieben. Die blanken Stahlrüstungen der Ritter glänzten im Sonnenschein und stachen günstig ab von den bunten Gewändern der Frauen.

Unter einem hohen schattigen Baum zeigte sich ein langer Tisch voll kostbarer Trinkgefäße und anderer werthvoller Trinkgeschirre. An dessen oberen Ende stand ein hoher Lehnstuhl, dessen Rücklehne zierlich geschnitzt war und über dem das königliche Banner mit den vereinigten Farben Dänemarks und Norwegens wehte. Dieser Stuhl war für die Königin bestimmt und daneben auf beiden Seiten waren die Plätze für die vornehmsten Hofleute.

Einige Schritte von dem untern Ende der Tafel entfernt befand sich eine Erhöhung für die Minnesänger, die durch ihre Gesänge den Glanz des Festes vergrößern sollten. Diese Sänger hatten ihre Plätze bereits eingenommen; sie waren alle schneeweiß gekleidet, trugen Hals und Arme bloß und hatten die Hüften mit breiten goldgewirkten Schärpen umgürtet. In den Händen hielten sie kleine goldne Harfen, in die Haare hatten sie Kränze von Eichenlaub geflochten. Einige unter diesen Sängern waren ältliche Männer mit langen weißen Bärten; aber die meisten waren junge Leute, denn

die Königin schien denjenigen am liebsten zu hören, welche sich durch Jugend und äußere Anmuth auszeichneten.

Hinter dieser Erhöhung hatten sich die niederen Hofbedienten gesammelt, auch viele Landleute, welche durch die Festlichkeit dahingelockt worden waren. Unter den Landleuten waren sowohl Dänen, als Schweden, die man an ihrer Tracht sehr leicht unterscheiden konnte; allein unter denselben herrschte nicht etwa Uneinigkeit, denn die Schweden, welche hierher gekommen waren, gehörten sämmtlich zu der Partei der Mißvergnügten, die Schutz vor den Verfolgungen der Deutschen bei der Königin suchten. Und die Dänen sahen selbige jetzt als ihre Brüder an, mit denen sie für eine gemeinsame Sache fochten.

Etliche Trompetenstöße von den Festungsmauern herab verkündigten die Ankunft der Königin Margaretha. Sie ritt auf einem muthigen Pferd, welches sie ohne Schwierigkeit zu lenken schien, und war von einer glänzenden Schaar umgeben, die aus Rittern und Hofdamen bestand. Nach einem kurzen Ritt um das Feld, den sie wahrscheinlich in der

Absicht unternahm, der gaffenden Volksmenge zu zeigen, wie gut sie ihr Pferd zu behandeln wußte, hielt sie nicht weit von der Stelle, an welcher die Festlichkeit vor sich gehen sollte. Lautes Trompetengeschmetter zeigte an, daß die Königin vom Pferde stieg und den Fuß auf die Erde setzte.

Mit Vergnügen blickte sie um sich und begrüßte flüchtig Diejenigen, von denen sie empfangen wurde; den Jubel des Volkes beantwortete sie nur mit einem gnädigen Blick. Ihre Zufriedenheit auf eine andere Weise zu erkennen zu geben, hielt sie für unvereinbar mit ihrer hohen Stellung in der Gesellschaft; und das Volk der damaligen Zeit theilte diese Ansicht, denn es war mit dem gnädigen Blick zufrieden und jubelte lauter, als vorher.

Sobald Margaretha ihren Platz am Tische eingenommen hatte, begann die Mahlzeit. Mehrere hundert, in bunte Farben gekleidete Jünglinge warteten der Königin und ihren vornehmen Gästen auf. Die Dienerschaft selbst durfte sich der Tafel nicht nähern, sondern übergab die Schüsseln den Jünglingen, welche sie dann servirten.

Margaretha war während des Essens in der fröhlichsten Laune und unterließ nicht, mehr als

einen Becher zu leeren. Die Gäste folgten diesem hohen Beispiel und schonten weder Essen, noch Trinken. Beim Essen selbst wurde nicht viel am Tische gesprochen, als aber das Gelag sich dem Ende näherte, fing die Königin an, sich mit ihren Nachbarn vertraulich zu unterhalten; und dieß war für die übrigen Gäste das Zeichen zu einer allgemeinen Unterhaltung, die nur von Zeit zu Zeit durch die Minnegesänge unterbrochen wurde, welche unter tiefem Schweigen und zur großen Bewunderung der Volksmenge vorgetragen wurden.

Mehrere Lieder waren auf einander gefolgt und hatten Heldenthaten und Liebeslust besungen. Da stand einer der jüngeren Minnesänger auf, der seines schönen Aeußern und seiner angenehmen Stimme halber der Königin in der Regel am besten zu gefallen pflegte. Als sie sah, daß er von seinem Sitz aufstand und sich zum Singen anschickte, warf sie ihm einen aufmunternden Blick zu und rief freundlich: — „Bruno's Stimme wird gewiß bei einem so fröhlichen Gelag nicht schweigen. Ich möchte gern hören, welch' neues Lied er uns heute singen wird." —

Der Angeredete verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin, schlug einige Töne auf der Harfe an und begann:

„Herzog Henrik sprach zu seiner Frauen schön:
— „Ich muß sieben Jahre reisen gehn.

Und wenn ich acht, neun Jahre ferne bin,
Dann nimm Dir einen Mann nach Deinem Sinn.“ —

Herzog Henrik hieb einen Goldring entzwei,
Eine Hälfte davon nahm Jedes der Zwei.

Herzog Henrik kam zu einer Frau, die eine Heidin war,
Der diente er seine sieben Jahr.

Er diente ihr, wie er konnte, so werth.
Ja, er zog den Pflug wie ein Ackerpferd.

Herzog Henrik empfing ein vergoldetes Schwert,
Das war mehr als funfzig andere werth.

Herzog Henrik kam zu einem Herrn von heidnischer Art,
Der nahm ihn gefangen und hielt ihn sehre hart.

Herzog Henrik hörte einen schrecklichen Schrei,
Es war ein Elephant im Kampf mit einem Leu.

Der Löwe, der rief mit entsetzlichem Ruf,
— „Du, Herzog Henrik, hilf mir, Du bist ein Mann so klug!“ —

Und Herzog Henrik eilend sein Schwert vergüldet nahm,
Und hieb den Elephanten, daß er zum Sterben kam.

— „Hab' Dank, Herr Herzog Henrik, zur Rettung so bereit,
Dafür will ich Dich tragen an tausend Meilenweit.“ —

Herzog Henrik entschlief auf dem Löwen alsbald,
Er erwachte erst in seinem eignen Land.

Herzog Henriks Freude war nicht gering,
Als er sah, wie Braunschweigs Heerde weiden ging.

— „Guten Tag, guten Tag, lieber Hirte mein,
Giebt's hier wohl etwas Speise für arme Pilgerlein?“ —

— „Hier giebt es keine Speise für arme Pilgerlein;
Doch geht ins Schloß zu Braunschweig, da soll heut' Hochzeit sein.“ —

— „Was soll denn heut für Hochzeit in Braunschweigs Schlosse sein?“ —
— „Nun, Herzog Henriks Ehweib wird heute wieder frein.“ —

Als Herzog Henrik dem Schlosse war nah,
Stand seine älteste Tochter da.

— „Guten Tag, guten Tag, liebe Tochter mein;
Giebt's hier wohl etwas Speise für arme Pilgerlein?“ —

— „Das möget Ihr mir doch nimmer sagen,
Daß Pilgrimme Löwen bei sich haben.“ —

Sie gaben ihm zu trinken aus güldenem Pokal,
Er trank daraus das Wohl der Braut beim Hochzeitmahl,

Als drauf aus selbigem Becher die Braut trank beim Gelag,
Sah sie, daß auf dem Grunde das halbe Ringlein lag.

In ihres Kleides Tasche griff flugs die Braut hinein,
Da fand sie die andere Hälfte vom goldnen Ringelein.

Und als sie beide Hälften hin auf den Tisch gelegt,
Da haben sich beide Stücken in einen Ring gefügt.

— „Geh er nur wieder, Bräutigam, geh er, wohin er kann;
Ich nehme Herzog Henrik, meinen vorigen lieben Mann!“ —

Allgemeines Gelächter folgte diesem Gesang und die Königin selbst schien sich nicht wenig daran ergötzt zu haben. — „Der arme Bräutigam spielt eine schlechte Figur in diesem Lied“ — sagte sie zu ihrem Nachbar am Tisch.

— „Aber man muß doch sagen, daß die Braut sich übel benommen hat“ — versetzte der angeredete Hofmann. — „denn wenn sie einmal entschlossen war, sich wieder zu verheirathen, so sollte sie auch fest bei ihrem Vorsatz verbleiben, obgleich der Herzog, ihr früherer Mann, gerade zur Hochzeit nach Hause zurück kam.“ —

— „Was? — Sie konnte doch nicht zwei lebendige Männer zu gleicher Zeit haben!“ — rief Margaretha, indem sie den Mund schalkhaft verzog. — „O, ihr Männer, ihr Männer!“ —

— „Sie hätte gar nicht daran denken sollen, sich wieder zu verheirathen" — wandte der Hofmann ein.

— „So, also ein armes Weib soll nicht mehr, als einmal heirathen!" — fuhr die Königin fort. — „Es ist, wie ich immer gesagt habe; die Männer wollen nur immer tyrannische und ungerechte Gesetze für unser armes schwaches Geschlecht machen. Wenn Ihr wollt, wie ich" — sprach sie, indem sie sich an die übrigen Damen am Tisch wandte — „so wollen wir diese Herren dermaßen strafen, daß sie an uns denken sollen. Wenigstens sollen sie dann nie von uns singen können, was wir jetzt von Herzog Henriks Gemahlin haben singen hören." —

Niemand antwortete; aber Aller Blicke drückten große Neugierde aus, die Strafe kennen zu lernen, welche die Königin dem männlichen Geschlecht aufzulegen beabsichtigte. Margaretha zögerte darum nicht länger und sprach flüsternd: — „Ihr müßt nämlich meinem Beispiel und meinem Rath folgen und — — — gar nicht heirathen." —

— „Doch, nun haben wir genug von Liebe und Liebesliedern!" — sprach sie nach einer Pause

weiter. — „Laßt uns ein Kriegslied hören, das uns von den unglaublichen Heldenthaten unserer mannhaften Vorfahren erzählt!“ —

Einer von den Minnesängern stimmte hierauf folgende, zu ihrer Zeit sehr beliebte Weise von dem Kämpen Hake an:

„Hake er ist ein Kämpe so groß,
Von Geschlecht so alt!
Er hat eine Burg und ein festes Schloß,
So schön von Gestalt;
Er lehrte die Kobalde tanzen!

Hake ist ein Kämpe so gut,
Von Geschlecht so alt!
Zaubrer und Riesen bekämpft er voll Muth.
So schön von Gestalt;
Er lehrte die Kobolde tanzen!

Hake ist ein Kämpe von Stein,
Funfzehn Feinde erlegt er allein.

Er reitet auf seiner Burg im Ring:
— „Mir träumte heut' Nacht ein wunderlich Ding.“ —

Er setzte sich auf den Helm so schwer.
— „Als wenn ich nach Dänmark geritten wär'.

Dort trank ich süßen Meth und Wein
Und half dem Land und dem König sein.

Zuletzt war mir's, als läg' ich warm
Und schlief in der Königstochter Arm.“ —

Herr Hake ritt aus dem hohen Thor;
Da stieß er auf Knut, der stand davor.

— „Reitet in Frieden, Herr Hake so stark,
Ich bin ein Bote von Dänemark.

Der Dänenkönig schickt mich zu Euch,
Er ladet Euch bittend in sein Reich.

Ihr sollt ihm retten seine Tochter, sein Land,
Vor den Trollen *), die kommen vom Meeresstrand.

Seine Tochter, die schöne, ein Schloß und rothes Gold
Will er Euch gerne geben, seid Ihr ihm treu und hold.“ —

Herrn Hake gefiel die Botschaft sehr,
Zur Braut die schönste Jungfrau, und Gold und Ehr'.

Den Harnisch thät er an mit güldnem Schein,
Der Helm erglänzte von Edelgestein.

Er schnallte sich um sein schärfstes Schwert
Und setzte sich auf sein schnellstes Pferd.

So ritt er gen Dänmark nach selbigem Tag,
Die Wolken des Himmels sie konnten kaum nach.

Und als er kam nach Dänemark hin,
Da freuten sich Alle im Herzen und Sinn.

— „Willkommen!“ — rief ihm der König zu —
— „Hier Wein, dort Meth; so langt Euch zu!“ —

— „Ich trinke nicht Meth, ich trinke nicht Wein,
Erst müssen die Trollen vertrieben sein.“ —

— „Die Trollen“ — sprach der König — „von schrecklicher Gestalt
Sind in mein Reich gefallen und drohen mir Gewalt.

Sie wollen mich erschlagen und rauben mir mein Kind,
Und morgen ist die Stunde, da ihre Frist verrinnt.

---

*) Trollen d. i. Kobolde.

An ihre Zauberleiber greift weder Stahl noch Stein,
Das macht mir große Sorge und schwere Herzenspein.

Da wurde mir von Hake, dem starken Kämpen, erzählt,
Der hat nicht seines Gleichen wohl auf der weiten Welt." —

Da sprach Herr Hake die Antwort schon:
— „Wo sind die Trollen, die Euch bedrohn?" —

— „Auf dem weißen Feld sind sie morgen zumal,
Und sind — so weiß ich — wohl funfzehn an Zahl."

Drauf sprach der Kämpe Hake: — „Ich sage Euch für wahr,
Ich mache sie zu Schanden, die ganze Trollenschaar." —

Da nahm er der Jungfrau schneeweiße Hand:
— „Ich mache Euch frei und werde Euer Mann." —

Die Jungfrau schloß sich an Hake sogleich:
— „So helft uns, ich weiche gewiß nicht von Euch." —

Als Morgens stieg die Sonne am Himmel empor,
Da kamen die Trollen alle hervor.

Sie sprühten Feuer aus Nase und Mund
Und stampften die Erde, sie zitterte rund.

Ihr Brüllen stürzte die Eichen im Wald
Und die Kämpfer des Königs entflohen alsbald;

Nur Hake nicht, der Kämpe gut,
Er war ein Gothe und hatte Muth.

Er schwang sein Schwert in die Trollen hinein,
Es glänzte im hellen Sonnenschein.

Die Trollen stürzten an ihn heran,
Sie wollten ihn tödten, das ging nicht an.

Er schwang sein Schwert mit Schnelle und Fleiß,
Er legte die Trollen nieder im Kreis.

Er schwang sein Schwert so lustig und froh,
Es kam kein einziger Trolle davon.

— „Nun liegt ihr hier, ihr bösen Troll,
Ich hieb Euch zusammen wie Kraut und Kohl!"

Der König und alle sein Hofgesind
Sie standen von fern und sah'n sich fast blind.

— „Herr Gott im Himmel, erbarme Dich,
Hilf uns und schütze uns gnädiglich!" —

Der König und alle die Mannen sein,
Sie jauchzten, am meisten sein Töchterlein.

Sie schlang ihre Arme um Hake beid':
— „Deines Gleichen ist nicht auf der Welt
so weit." —

Und der König trat dazu und sprach:
— „Das ist ein Hake, ich hab's ja gesagt." —

Sie gingen Alle fröhlich zum Königschloß hinan,
Vorweg ging Kämpe Hake, er war der erste Mann.

Bald saß er auf dem Brautstuhl mit Königs
Töchterlein,
Er hatte sie gewonnen, zum Lohne war sie sein.

Sie tanzten und spielten mit Freud' und Gesang,
Von Geschlecht so alt!
So daß ihr Jubel zum Himmel drang.
So schön von Gestalt:
Er lehrte die Kobolde tanzen!

Das Lied war noch nicht zu Ende, als sich unter der umherstehenden Volksmenge eine ungewöhnliche Bewegung zeigte. Unwillkührlich wandten sich Aller Blicke nach dieser Gegend und sahen in einiger Entfernung zwei Personen zu Pferde, die unter einem Baum hielten, um der Festlichkeit zuzusehen.

Einer der Reiter ritt nach einer Weile näher, hielt aber sein Pferd wieder an, gleichsam als erwartete er, daß die Dänen den ersten Schritt thun sollten, um ihn zu empfangen. Der Anzug des Reiters deutete einen schwedischen Bauer an, und sein sonderbares Benehmen erregte Neugierde und Verwunderung bei der versammelten Volksmenge.

Die Königin, welche die beiden Fremden ebenfalls bemerkt hatte, befahl einem ihrer Ritter, zu hören, wer sie wären und was sie wollten. — „Suchen sie Schutz bei Dänmarks Königin" — sagte sie laut — „so heißet sie willkommen an meinem Hof!" —

Der Ritter gehorchte dem Befehl und kehrte gleich darauf mit den beiden Fremden zurück, die von ihren Pferden stiegen und vor die Königin traten.

Diese Fremden waren der Ritter Sten Ingwarsson, gegenwartig Bruder Sten genannt, und der Waffenträger Olof.

Sten war in sein graues Mönchsgewand gekleidet und trug auf dem Kopf eine grauwollne Kapuze, die über die Augen herunter fiel und nur wenig vom Gesicht sehen ließ. Die Füße waren nur mit dicken Sandalen versehen, welche mit starken Riemen um die Fußspanne und Knöchel befestigt waren. Um den Leib hatte er einen groben Strick, dessen beide Enden auf der Erde schleppten; an diesem Strick hing rechts ein Rosenkranz, links ein schwarzbemaltes hölzernes Kreuz. In der Hand hielt er eine große Pergamentrolle, sorgfältig mit blauem Band umwunden und mit dem Königlichen Siegel Schwedens geschmückt.

Olof dagegen war in seinen gewöhnlichen Baueranzug gekleidet und trug einen langen schweren Schleifstein in der Hand, den der König Albrecht mitgeschickt hatte.

— „Wen sucht Ihr?“ — fragte Margaretha, als die Fremden zu ihr getreten waren und sie ehrfurchtsvoll begrüßt hatten.

— „Wir suchen Dänmarks Königin" — erwiederte Sten so laut, daß es weithin gehört wurde.

— „Was wollt Ihr von Dänmarks Königin?" — fuhr Margaretha fort. — „Sucht Ihr vor Verfolgungen in Schweden Schutz bei mir oder kommt Ihr in irgend einer frommen Absicht zu mir her, ehrwürdiger Vater?" —

— „An die Königin Margaretha bin ich von meinem Herrn, dem König Albrecht, gesandt" — versetzte Sten — „und mein Auftrag ist in diesem Schreiben enthalten, das er mir befohlen hat, Dir zu übergeben, o Königin." —

Margaretha betrachtete erstaunt den fremden Botschafter und schien ihn vom Kopf bis auf die Füße zu mustern. Sie wunderte sich nicht wenig darüber, daß ein Mönch als Sendbote vom König Albrecht benutzt wurde, und konnte die Worte des Mönches kaum für wahr halten. Allein zu klug, um ihre Gedanken vor der Zeit zu verrathen, verbarg sie ihr Staunen in ihrem eignen Herzen und sprach mit gleichgültiger Stimme: — „Was kann mir mein edler Nachbar in Schweden zu sagen haben?" —

Sten übergab die Pergamentrolle und zog sich einige Schritte zurück, während die Königin die Rolle öffnen ließ und deren Inhalt las, der sehr kurz war und in kräftigen Worten andeutete, daß die Unterstützung und Aufmunterung, welche sie dem verbrecherischen Gebahren seiner aufrührerischen Unterthanen zu Theil werden lasse, ihn vermocht habe, ihr den Krieg zu erklären und diesen Krieg nicht eher zu beendigen, als bis Dännmark dem Scepter Schwedens unterworfen sein werde.

Margaretha erblaßte vor Aerger über den Hohn, der in diesem Schreiben herrschte. Die Hofleute bemerkten die Veränderung, welche in ihrem Außern vorging, und sammelten sich sogleich um ihren Thron, indem sie nur nothdürftigen Raum für die beiden fremden Botschafter ließen, die stehend ihre Antwort erwarteten.

Nach einer Pause von mehreren Minuten sprach Margaretha: — „Nun, so lenke Gott, der Vater im Himmel, den Ausgang dieses Kriegs!" —

Drauf wandte sie sich zu den Ihrigen und redete sie also an: — „Der König von Schweden ist erzürnt auf Eure Königin, Ihr tapferen Män=

ner von Dänmark und Norwegen. Er behauptet, wir hätten kein Recht, ihm die Krone vom Haupt zu reißen, und darum schickt er uns eine Ausforderung zum offnen Kampf auf Leben und Tod.“ —

Allgemeiner Jubel erscholl unter den Umstehenden, und einige von den keckſten Rittern gaben ihre Zufriedenheit durch kräftige Schwertschläge auf ihre Schilder zu erkennen. Manche der älterern Kämpen verzogen nicht ohne Ursache den Mund über König Albrechts Kriegserklärung, die nach ihrer Ansicht eine ganz unnöthige Formalität war, da gewiß Niemand im Norden lebte, der nicht wußte, daß man schon seit mehreren Monaten sich auf beiden Seiten zum Krieg rüstete.

Margaretha, welcher daran gelegen war, daß Niemand die verächtlichen Ausdrücke erfuhr, deren sich König Albrecht in seiner Kriegserklärung bedient hatte, benutzte den Jubel des Augenblicks, um jede weitere Mittheilung der Botschafter abzuschneiden und ihnen die verlangte Antwort zu geben.

— „Sagt Euerm König, ehrwürdiger Vater“ — nahm sie das Wort — „daß die Königin Margaretha bereit ist, ihrem Feind je eher desto

lieber zu begegnen, und daß ihre Krieger sich mit Ungeduld nach der Stunde sehnen, da es ihnen erlaubt sein wird, mit den Mannen König Albrechts Lanzen zu brechen." —

— „Mein Herr und König hat mir befohlen, Dir zu sagen, o Königin" — fuhr Sten fort — „daß er ein heiliges Gelübde gethan hat, nicht eher wieder eine Mütze auf sein Haupt zu setzen, als bis er das Land Dänmark von Dir gewonnen hat." —

— „Ha! Dein König ist in der That sehr kühn!" — rief Margaretha, während sie vor Verdruß das Pergament zu zerreißen suchte.

— „Er setzte auch hinzu: — „„Meine Braut soll nicht sagen können, daß ich mich jemals vor einem Weib gefürchtet hätte."" — *)

— „Größere Männer, als er, haben vor einem Weib zittern lernen" — erwiederte Margaretha — „und der Tag wird kommen, da ich auf

---

*) Diese Worte sind in dem Volkslied, welches von dem König Albrecht gesungen wird, dem König in den Mund gelegt. S. Arwidsson schwedische Gesänge der Vorzeit II. S. 368.

sein Haupt eine Mütze setzen werde, die sich besser als Schwedens Krone für ihn passen soll.“ —

Diese Worte, welche absichtlich sehr laut gesprochen wurden, gefielen dem lauschenden Volk ungemein wohl.

— „Hörtest Du, was unsere tapfre Königin sagte?“ — rief vergnügt ein alter dänischer Bauer seinem Nachbar zu.

— „Freilich habe ich es gehört“ — versetzte der Andere — „und so viel ich weiß, hält sie Alles, was sie verspricht.“ —

Ein Soldat, der dieses Gespräch mit anhörte, mischte sich darein und lobte die Königin, die schon damals wegen ihrer Mannhaftigkeit, welche sie später als Königin der drei vereinigten Reiche im ganzen Norden berühmt machte, unter dem Volk sehr beliebt war. — „Sie ist, sowahr Gott lebt, ein Weib, mit dem sich nicht spielen läßt“ — sagte er. — „Ein Wort von ihr ist mehr werth, als zehn Worte aus anderem Munde. Ich wollte fast meiner Seelen Seligkeit verwetten, daß sie Albrechten die Krone abgejagt hat, ehe wir den ersten Schnee haben.“ —

Margaretha hatte unterdessen Sten ein Zeichen mit der Hand gegeben, sich zu entfernen. — „Wir wollen nun wieder zu unsern friedlichen Gesängen und Vergnügungen zurückkehren. Morgen können wir uns noch zeitig genug mit Maaßregeln zum würdigen Empfang unsers hohen Gegners beschäftigen" — sagte sie.

— „Noch ist unser Auftrag nicht vollendet" — fiel Sten ein, indem er die Hände über die Brust kreuzte und sich ehrfurchtsvoll verbeugte. — „Dieser Waffenträger hat ebenfalls eine Botschaft an Dänmarks Königin." —

Sten nahm nunmehr Olof bei der Hand und schob ihn vor sich, so daß derselbe in die Nähe des Thrones zu stehen kam.

Ehrfurchtsvoll näherte sich Olof mit dem schweren Schleifstein in der Hand. Gern wäre er zu dieser Stunde daheim in der friedlichen Behausung seines Vaters gewesen und hätte die Botschaft des Königs einem Andern überlassen, der ehrgeiziger, wie er, war. „Margaretha ist doch immer eine Königin" — dachte er — „und man muß sie als solche auch ehren." Es war demnach keineswegs Furcht, was ihn unruhig machte, als

er vor sie trat; es war blos die dem schwedischen Bauer seit langer Zeit tief eingeimpfte Ueberzeugung, daß ein König und eine Königin höhere Wesen seien, vor denen man das Haupt beugen müsse; es war dieses Gefühl, das ihm seine gewöhnliche Fassung nahm und seine Zunge auf einige Augenblicke lähmte.

Als er sich wieder ermannt hatte, ließ er sich folgendermaßen vernehmen: — „Vom König Albrecht bin ich mit dieser Gabe hierher gesandt. Sie ist für Dänmarks Königin bestimmt, damit sie ihre Nähnadel darauf schleifen kann.“ —

— „Elender, was sagst Du?“ — rief Margaretha schäumend vor Zorn, indem sie heftig von ihrem Stuhl aufsprang. — „Glaubt dieser verwegne Feind, daß ich das Schwert nicht führen kann, weil ich ein Weib bin? — Wehe dem Mann, der mich in diesem Grade zu beleidigen wagt!“ —

So sehr Margaretha auch daran gewöhnt war, ihre Gefühle zu beherrschen, so vermochte sie doch in diesem Augenblick nicht, ihren Zorn zu unterdrücken. Bei diesem Ausbruch war sie entsetzlich anzusehen; sie wäre im Stande gewesen, das ganze Menschengeschlecht zu vernichten, wenn sie es mit

ihrem Arm hätte erreichen können. Allein so heftig dieser Ausbruch war, so schnell ging er auch vorüber; sie ermannte sich und gedachte der Rolle, die sie im großen Weltleben zu spielen hatte. Gleichwohl war es ihr widerwärtig, dem Fest länger beizuwohnen, und sie verließ deshalb den Platz mit einer Hast, die nicht verfehlte, unter den Zurückbleibenden Bekümmernisse zu erregen.

Als sie bei Sten und Olof vorüberging, rief sie mit einer Stimme, welche deutlich von ihrer heftigen Erregung zeugte: — „Fort! Hinweg aus meinen Augen!" —

Diese Worte drangen zu den Ohren der umherstehenden Dänen, die sofort nach der Entfernung der Königin verschiedene Betrachtungen darüber zu machen begannen.

— „Der Befehl war klar und deutlich" — sagte einer von ihnen — „die schwedischen Schurken fortzuschaffen." —

— „Sahest Du, wie wüthend sie war?" — fiel ein Anderer ein. — „Ich habe sie noch nie so böse gesehen." —

— „Nun, man kann wohl über geringere Dinge böse werden" — versetzte ein Dritter.

— „Ja. Besonders wenn man weiß, wie verächtlich sie an König Albrechts eignem Hof von der Königin sprechen.“ —

— „Was sagen sie denn von ihr? — Erzählt uns doch!“ —

— „Habt Ihr denn nicht gehört, was jeder schwedische Mann im Munde führt? Es macht den Gegenstand ihrer Trinklieder und Gassenhauer aus.“ —

— „Nein, wahrlich nicht!“ —

— „Man hat unsere Königin mit mehreren Ekelnamen beehrt, von denen einer schändlicher ist, wie der andere.“ —

— „Ha!“ — riefen alle Zuhörer mit einem Mal.

— „Was sagt Ihr von dem Ehrentitel „König Hosenlos?“ — fuhr der Sprecher fort.

— „Welche Niederträchtigkeit!“ —

— „Welcher erbärmliche Witz!“ —

— „Welch' ein elender niedrigen Einfall, eine Königin blos deshalb zu beschimpfen, weil sie keine Hosen trägt!“ —

— „Und was sagt Ihr zu dem Namen „Mönchshure?“ —

— „Wie? Mönchshure?“ — riefen sämmtliche Zuhörer.

— „Ja, diesen Ehrennamen geben sie der Königin, weil sie behaupten, daß sie den Abt von Sorö zum Geliebten habe.“ —

— „Das ist, Gott soll mich strafen, eine Lüge der schwärzesten Art!“ —

— „Aber wer ist es denn, der alle diese Lügen von der Königin schmiedet?“ —

— „Wer anders, als König Albrecht selbst, ihr niedriger und unversöhnlicher Feind.“ —

— „Das soll er nicht umsonst gethan haben!“ — rief wüthend einer der Zuhörer, indem er sein langes Schwert halb aus der Scheide zog.

— „Wir treffen einander wohl einmal auf dem Schlachtfeld, du großmäuliger Fürst! Wehe Dir, wenn die Spitze meines Schwertes schärfer ist, als die Deinige!“ —

— „Mir scheint, als ob die Verachtung, die sie durch solche Ekelnamen unserer Königin bezeigen, auf gewisse Art und Weise auch uns träfe.“ —

— „Darin hast Du recht, Ritter Thorsten. Margaretha ist unsere Königin, ihre Sache ist die unsrige. Sie beleidigen heißt das ganze dänische Volk beschimpfen.“ —

— „Und diese Gesandtschaft, ist sie nicht eine Beschimpfung für sie und für uns Alle? — Hat man jemals von einer Gesandtschaft gehört, die blos aus einem Mönch und einem Bauerkerl besteht?“ —

— „Und der Schleifstein! Als ob die Königin weiter nichts zu thun hätte, als ihre Nadeln und Scheeren zu schleifen.“ —

— „Ich erstickе vor Verdruß über diese Unverschämtheit.“ —

— „Laßt uns diesen Schimpf blutig rächen, Freunde!“ —

— „Ja, blutig, blutig! — Hört einmal! — Der Befehl der Königin, ihr die Boten aus den Augen zu schaffen, war zu deutlich, um mißverstanden werden zu können. Wir wollen unsere nächste Rache an diesen erbärmlichen Boten nehmen. Wer einem Herrn dienen kann, wie König Albrecht, der ist nicht besser, als er. Darum nieder mit diesen beiden Buben!“ —

— „Das ist auch meine Ansicht. Und ich glaube in den Augen der Königin gelesen zu haben, daß sie dem dankbar sein würde, der die Boten aus dem Wege räumt.“ —

— „Glaubst Du wirklich, daß die Königin dieß wünscht, so will ich nicht der letzte sein, der das Schwert gegen sie erhebt.“ —

— „Ich zweifle nicht im Mindesten, daß dieß ihre Meinung war, als sie die Tafel verließ und den scharfen Blick um sich warf. Ich bin bereit. Hier ist mein Schwert. Führt uns an, Ritter! Laßt uns unsere Klingen mit dem Herzblut dieser Schurken färben!“ —

Dieß war die Stimmung des Haufens, der Sten und Olof zunächst stand, als beide nach Vollendung ihres Auftrags zu ihren Pferden zurückkehrten, um den Heimweg anzutreten. Sie waren schon ein Stück Weges durch die dichte Volksmasse gedrungen, welche sie in stummer Verwunderung ansah, ohne die Veranlassung zu der schnellen Unterbrechung des Festes zu wissen, als sie von den Hofleuten eingeholt wurden, deren Besprechung wir so eben angehört haben und die sich nun mit gezogenen Schwertern den Weg durch das Volk bahnten.

— „Steht, ihr schwedischen Hunde!" — rief der Erste unter ihnen — „wir haben noch ein Wörtchen mit Euch zu sprechen." —

— „Euer hoher Herr glaubt also, daß er die Königin von Dänemark ungestraft beleidigen kann." — fiel ein Anderer ein.

— „Mönchshure! Hosenlos! Recht hübsche Namen von einem König!" — äußerte ein Dritter mit Hohnlachen.

— Diesen Schimpf dulden wir nicht!" — schrieen nun alle Verschwornen mit einem Mal. — „Ihr müßt beide sterben, damit wir Euern erbärmlichen König zeigen, daß wir wohl wissen, wie wir seine eben so erbärmlichen Boten zu behandeln haben." —

Während dieser Worte waren zwölf scharfe Schwerter auf Sten und Olof gerichtet. Der Erstere machte keine Miene, als ob er sich vertheidigen wollte; er zog blos seine Kaputze tiefer ins Gesicht, kreuzte langsam seine Hände über die Brust und schien mit Ruhe den Todesstoß zu erwarten. Olof dagegen hatte kaum die Drohworte gehört, die man aussprach, als er sein Schwert

aus der Scheide zog und sich anschickte, sein Leben theuer zu verkaufen.

Das Benehmen des Mönchs erregte das Erstaunen der Hofleute.

— „Fürchtest Du Dich nicht, zu sterben, Elender?" — fragte einer von ihnen, indem er ihm mit der flachen Klinge seines Schwertes auf die Achsel schlug.

— „Ich bin ein geistlicher Mann und fürchte den Tod nicht" — erwiederte Sten ernst.

— „Um so besser; dann bist Du bereit, zur Hölle zu reisen! Falle nieder auf Deine Knie und empfange den Gnadenstoß!" —

Sten wandte sich langsam gegen den Sprecher und betrachtete ihn lange, ohne ein Wort zu sagen. Drauf drückte er sanft das kleine hölzerne Kreuz an seine Lippen, bekreuzte sich mehrere Male und sank auf seine Knie, die Arme auf der Brust kreuzend.

Olof war ein stummer Zuschauer dieses Auftritts gewesen. Allein jetzt stürzte er auf Sten zu und flüsterte ihm ins Ohr: — „Hier, nehmt mein Schwert, ehrwürdiger Vater! Ihr könnt es besser

anwenden als ich. Zeigt diesen Fremden, daß Euch das Klingenspiel etwas Bekanntes ist!" —

Sten beantwoetete diese Aufforderung blos mit einem leisen Druck seiner Hand und schob darauf Olof von sich, als wenn er ihn bitten wollte, daß er ihn seinem Schicksal überlassen möchte.

Die Volksmenge, welche in einem Kreise um die Gesandten des Königs Albrecht und die Hofleute der Königin Margaretha stand, mißbilligte einen kaltblütigen Mord an dem Diener der heiligen Kirche. Mehrere Stimmen wurden laut, um diese Mißbilligung auszusprechen; und als sich einer der Hofleute näherte, um seinem Leben ein Ende zu machen, drängte sich das Volk dermaßen herbei, daß der Mörder und sein Opfer dicht vor einander standen. Der Hofmann fand unter diesen Umständen für gut, seine Landsleute anzureden, ihnen den Schimpf vorzustellen, den sie Alle erlitten hätten, und sie aufzufordern, lieber zur Vollstreckung einer wohlverdienten Strafe mitzuwirken, als sich derselben zu widersetzen.

Das Volk schien jedoch damit nicht einverstanden zu sein.

— „Wenn der König von Schweden die Königin beschimpft hat, so ist sie selbst recht wohl im Stande, sich deshalb an ihm zu rächen. Allein die Gesandten, die kein Unrecht gethan und nur ihren Befehlen gehorcht haben, kaltblütig zu ermorden, ist freier Männer unwürdig" — hieß es.

Die Höflinge sahen sich genöthigt, dieser Ansicht nachzugeben.

— „Nun gut! So wollen wir ihn leben lassen, unter einer Bedingung" — sagte einer der letzteren. — „Und diese Bedingung besteht darin, daß er in offnem Kampfe gegen zwölf von uns sein Leben vertheidigt und sich dadurch der Gunst würdig macht, die wir ihm dadurch erzeigen, daß wir ihn nicht tödten, wie einen Hund." —

Kaum hatte Olof diese Worte gehört, als er Sten aufforderte, diese Bedingung sofort anzunehmen. Dieser schien anfangs unschlüssig; allein bald faßte er seinen Entschluß, stand vom Erdboden auf und ergriff Olofs Schwert. Bei dieser Bewegung zog sich das Volk in einen weiteren Kreis zurück, um den Kämpfenden mehr Platz zu lassen. In diesem Kreis standen nur blos Sten und einer der Hofleute einander mit bloßen Schwertern gegenüber.

Mehrere Augenblicke maßen sich die Kämpfer mit den Augen. Keiner von ihnen schien den ersten Streich führen zu wollen. Allein der Hofmann, welcher eine ungeschlachte riesenhafte Gestalt hatte, besaß nach der Meinung aller Anwesenden unzweifelhaft soviel körperliche Vortheile über seinen Gegner, daß man den Ausgang des Streites schon im voraus für entschieden hielt und das langsame Verfahren des Dänen so betrachtete, wie man eine Katze die gefangene Maus behandeln sieht, bevor sie derselben den Todesstreich versetzt.

Die Bewegungen Sten's zeigten zur Genüge, daß er das Schwert nicht zum ersten Mal handhabte; allein darüber wunderte sich Niemand, denn zu jener Zeit war es nichts Seltenes, einen Mönch die Waffen ergreifen zu sehen. Freilich hinderte ihn sein Gewand, sich mit der Leichtigkeit zu bewegen, die man so nöthig braucht, wenn man den wohlberechneten Stößen eines Gegners entgehen will.

Die beiden Kämpfer hatten einen Halbkreis gebildet, ehe sie zusammen trafen. Nun begegneten sich ihre Schwerter mit einer Heftigkeit, welche dem blanken Stahl Funken entlockte. Schlag folgte

auf Schlag, und die Stöße folgten sich so schnell aufeinander, daß man ihnen kaum mit den Augen folgen konnte. Allein noch war keiner der Kämpfenden verwundet.

Ihre Ausfälle wurden mit jedem Augenblick gewaltiger; die Erde wurde beim Kämpfen zerstampft, daß sie hoch in die Luft spritzte; man hörte nichts außer dem Schwertergeklirr.

Der Höfling ärgerte sich nicht wenig über die Geschicklichkeit, mit der sein Gegner nicht blos seinen Hieben auszuweichen, sondern ihn auch anzugreifen wußte. Er hatte solchen Widerstand keineswegs erwartet und war nun des Kampfes müde, weil er ihm zu lange dauerte. Er hielt es jetzt für Zeit, demselben ein Ende zu machen. Indem er alle seine Kräfte zusammen raffte, stürzte er blind auf den Mönch los, um ihn durch eine schnelle Bewegung um den Leib zu fassen und ihm dabei das Schwert durch den Rücken zu stoßen. Allein Sten ahnte diese Absicht und trat einige Schritte zurück, um seinem erhobnen Schwert desto mehr Nachdruck zu geben. Er ließ es dann mit solcher Gewalt auf Brust und Schulter des Höflings fallen, daß dieser wankte und einige Sekunden hin-

durch unbeweglich stehen blieb, als wenn er sich von dem empfangenen Schlag erholen wollte. Diesen wichtigen Augenblick benutzend, beeilte sich Sten, durch einen neuen Schlag seinen Gegner niederzuschmettern, als ein Blutstrom aus dessen Brust hervorstürzte und sein Schwert machtlos aus der erschlaffenden Hand zu Boden fiel. Mit einem gellenden durchdringenden Geschrei fiel der verwundete Kämpfer zur Erde und gab seinen Geist auf, ehe man noch seine Wunde untersuchen konnte.

Stumm und staunend über diesen unerwarteten Ausgang des Kampfes standen Alle da.

Drauf trat einer von den übrigen eilf Rittern in den Kreis. Es war ein junger, geschmeidiger Mann in der Blüthe seiner Kraft und unter seinen Landsleuten bekannt durch einen bis auf das Äußerste getriebenen Muth, der ihn bisher stets siegreich aus jedem Kampf geführt hatte.

— „Du denkst wohl, Mönch, meinem Arm eben so leicht zu entgehen, wie Du diesem erschlagnen Helden entgangen bist?" — rief er trotzig.

Sten beantwortete diesen Hohn mit einem Schwertstreich, der dem Höfling Respekt einflößte, denn er zog sich vorsichtig zurück und beschränkte

sich blos auf die Vertheidigung, anstatt angriffsweise zu verfahren. Und daran that er klug, denn Sten's Arm war so ununterbrochen thätig nnd sein Schwert kreis'te so schnell um das Haupt des Feindes, daß dieser weder Zeit, noch Lust hatte, an etwas anderes, als an seine Selbstvertheidigung zu denken.

Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln und ungeachtet der nicht geringen Gewandtheit, mit der er sich mehreren mörderischen Streichen zu entziehen wußte, wurde er doch endlich von dem Schwert des Mönchs getroffen. Mit einer tiefen Wunde in der Seite wurde er zur großen Bestürzung seiner Freunde sehr bald aus dem Kampf getragen.

Ein neuer Kämpfer trat sogleich, eben so trotzig wie sein Vorgänger in den Kreis.

Der Kampf begann mit derselben Wuth. Sten schien durch das bisherige Gefecht nicht im Geringsten ermattet zu sein. Es war, als ob sein Arm bei jedem Schwerthieb neue Kräfte erhielt.

Endlich entfiel das Schwert der Hand des Höflings.

Dieser erblaßte, aber Sten zeigte blos auf das Schwert, welches am Boden lag, und forderte ihn

auf, es wieder zu nehmen und den Kampf aufs Neue zu beginnen.

Der Höfling gehorchte und das Gefecht wurde mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt. Es dauerte jedoch nicht lange, als auch dieser Gegner des Mönchs schwer verwundet zu Boden fiel.

Das umstehende Volk vermochte nun seine Bewunderung über Sten's Geschicklichkeit und Unermüdlichkeit nicht länger zurückzuhalten. Sein stürmisches Beifallsgeschrei wirkte wie Dolchstiche auf die noch übrigen neun Kämpfer. Sie stürzten wild auf den Kampfplatz und stritten sich darüber, wer von ihnen zuerst den erlittenen Schimpf an dem kühnen Mönch rächen sollte.

Sten betrachtete sie, auf sein Schwert gestützt, mit Ruhe und wartete erst den Ausgang ihres gegenseitigen Streites ab, bevor er das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab.

Einer von den Neun erhielt endlich den Vortritt und trat auf den Platz, das Schwert über seinem Haupt schwingend.

Das Gefecht, welches nun folgte, war gegen die vorhergehenden nur ein Scharmützel. Verwundet und mit zerbrochnem Schwert erhielt der

Höfling sein Leben als ein Gnadengeschenk und zog sich beschämt von dem Kampfplatz zurück.

Ihm folgte ein junger Mann, der mit ehrenwerthem Muth focht und ungeachtet seiner Verwundung das Feld nicht eher verlassen wollte, als bis er seinen Gegner besiegt hätte. Allein Stens Kampfgeübtheit machte alle seine Anstrengungen zu nichte. Er fiel durch seine eigne Unvorsichtigkeit buchstäblich an das Schwert seines Gegners gespießt.

Noch ein Ritter trat hervor, aber ebenfalls ohne besseren Erfolg. Der Mönch war abermals Sieger.

Die übrig gebliebenen sechs Höflinge sahen staunend einander an und waren unschlüssig, was sie thun sollten. Der Jubel des Volks trieb sie jedoch an, ihre gefallnen Freunde zu rächen. Einer von ihnen eilte auf den Kampfplatz und forderte den Mönch zu einem Kampf auf Leben und Tod.

Dieser nahm die Ausforderung an und das Gefecht begann mit fast noch größerem gegenseitigen Ingrimm, als es bisher der Fall gewesen war. Keiner von beiden Kämpfern wich um eine Linie zurück, beide standen wie festgewurzelt im Erdbo-

den, kräftig auf einander losschlagend. Sonderbar genug war noch keiner der Streitenden von einem Hieb getroffen worden, als sich die Königin in Begleitung mehrerer Ritter zu Pferde dem Kampfplatz näherte.

Auf einen Wink von ihr hörte der Kampf auf. — „Was bedeutet dieses Gefecht zwischen einem meiner Hofleute und dem schwedischen Mönch?" — fragte sie die nächsten unter den Zuschauern in scharfem Ton.

Die Erklärung, welche ihr hierauf gegeben wurde, gefiel ihr jedoch keineswegs. Mit finsterer Miene und zusammengezognen Augenbrauen rief sie: — „Ist das die Art, wie man an meinem Hof fremde Gesandte empfängt? — Mags sein, daß diese Gesandten nicht so waren, wie sie sich für mich und für König Albrecht ziemen; aber der Mönch kann nicht für seines Herren Fehler. Wehe Euch, wenn nur ein Haar auf dem Haupt dieses Fremden gekrümmt ist!" —

Sten hatte in der Hitze des Kampfes nicht bemerkt, daß seine Kapuze, die er im Anfang tief ins Gesicht herabgezogen hatte, um nicht erkannt zu werden, über den Nacken zurückgefallen war

und einen großen Theil seines Gesichts sehen ließ. Bevor er bei der Ankunft der Königin sein Gesicht wieder bedecken konnte, hatte Margaretha ihre Augen auf ihn gerichtet.

— „Ich weiß nicht" — sagte sie zu einem der Ritter, welche sie begleiteten — „aber das Gesicht dieses Mönchs kommt mir sehr bekannt vor." —

— „Von dem Waffenträger, der ihn begleitet" — versetzte der Ritter — „habe ich gehört, daß er ein Mönch aus dem Kloster Wadstein ist." —

— „Er sieht dem schwedischen Ritter Sten Ingwarsson merkwürdig ähnlich" — fuhr die Königin fort, indem sie ihn scharf betrachtete.

— „Nach Allem, was ich erfahren konnte, befindet sich der Ritter Sten in Stockholm" — fiel der Angeredete ein.

— „Ich sehe wohl, wie Ihr, edler Ritter" — entgegnete Margaretha. — „daß dieser Mönch nicht der an meinem Hof so beliebte und geachtete Ritter Sten sein kann; aber die Aehnlichkeit ist

auffallend und ich kann meine Augen nicht von ihm abwenden.“ —

Sten ahnte, was im Innern der Königin vorging. Um einer Entdeckung auszuweichen, die er durchaus nicht wünschte, bat er Margaretha um Erlaubniß, sich zu entfernen und nach Stockholm zurückzukehren.

— „Gern sei Euch dieß gestattet, ehrwürdiger Vater“ — versetzte Margaretha in sanfterem Ton — „und nehmt dazu meine Versicherung, daß Dasjenige, was so eben hier geschah, der Königin von Dänmark völlig fremd ist.“ —

Sten verbeugte sich ehrfurchtsvoll und wandte sich, um die erhaltene Erlaubniß zu benutzen.

— „Aber warte noch einen Augenblick!“ — rief ihm Margaretha nach.

— „Noch ein Wort, bevor Du gehst!“ —

Ihr Gesicht röthete sich plötzlich dunkel, und mit einem verächtlichen Verziehen des Mundes sprach sie so laut, daß es Alle deutlich hören konnten:

— „Einen Dienst sollst Du mir leisten, Mönch! Ich will Dir sagen, worin er besteht.

Dein König ist so artig gewesen, mir ein kostbares Geschenk zu machen, das ich so hoch schätze, wie es zu schätzen ist. Meine Ehre fordert, daß ich ihm in der Freigebigkeit nicht nachstehe. Ich habe deshalb beschlossen, ihm zur Erinnerung an mich eine Fahne zu senden, die ihm Glück bringen, die sein Stolz und seine Zierde sein soll, wenn sie, an der Spitze seines Heeres wehend, ihn und seine Helden an den Namen der Geberin und an den Gebrauch erinnert, den sie bisher von den Materialien zu dieser Fahne gemacht hat." —

Die Fahne, welche die Königin erwähnte, war von grober weißer Leinwand gefertigt und an eine unbemalte hölzerne Stange ohne allen Schmuck befestigt. Als sie sich im Wind entfaltete und dem Mönch übergeben wurde, konnte er und mancher Andere unter den anwesenden Dänen den Gedanken nicht unterdrücken, daß das Geschenk der Königin nichts weniger als werthvoll sei und daß es wohl besser gewesen sein möchte, dem König gar nichts, als diese Fahne, zn verehren. Sten nahm sie jedoch und verließ Bohus, von Olof begleitet. Am dänischen Hof aber lief das Gerücht umher, daß die Königin, um den König Albrecht zu be-

schimpfen, eines ihrer eignen Hemden genommen und daraus eine Fahne gemacht habe, die später allgemein den Namen „Hemdenfahne" *) erhielt.

---

*) Diese Fahne ist aus mehreren kleinen Leinwandstücken zusammengesetzt, die von den Hemden der Königin Margaretha herrühren sollen, und wird gegenwärtig in der Domkirche zu Upsala als ein merkwürdiges Denkmal aus dem vierzehnten Jahrhundert aufbewahrt.

*   *   *
 *

Capitel XVII.

Die Gefangene.

Während dieser Zeit waren der Bürgermeister und der Kanonikus in Stockholm nicht müßig gewesen. Dem Ersteren war es gelungen durch Bestechung die Gunst des ersten Dieners Bernhards, Namens Hans, zu gewinnen, und der Letztere suchte durch freundliche Worte diese wohlwollende Gesinnung bei dem rauhen Deutschen zu erhalten.

— „Die Nonne ist also fortwährend bei guter Laune und mit ihrem Schicksal zufrieden?“ — fragte der Kanonikus eines Tages den durch mehrere Geschenke gesprächig gewordenen Diener.

— „Was kann sie Besseres thun, als sich in ihr Schicksal fügen?“ — erwiederte Hans. — „Mit meinem Herrn ist nicht zu spaßen, und das

weiß sie auch. Wozu soll da das Maulen und Heulen dienen? — Sie hat als verständiges Frauenzimmer ihre Stellung erkannt und trachtet nun nicht mehr darnach, hinauszukommen, weil sie wohl einsieht, daß alle Mühe vergeblich ist, bei der sorgfältigen Wache, die Tag und Nacht auch der kleinsten ihrer Bewegungen folgt. Es wäre übrigens auch reine Tollheit von ihr, wenn sie entfliehen wollte, denn dadurch kann sie nichts weiter gewinnen, als daß sie wieder in ein Kloster gesperrt wird, während sie hier Hoffnung hat, in kurzer Zeit die Gattin des Ritters zu werden.“ —

— „Aber weißt Du denn nicht, welch' ein entsetzliches Verbrechen gegen die Kirche es ist, eine Nonne zu rauben und sie zur Heirath zu zwingen?“ — fuhr der Kanonikus fort.

— „Mag das ein Verbrechen sein“ — erwiederte Hans — „damit befasse ich mich nicht; das kann mein Herr mit seinem Gewissen abmachen.“ —

— „Aber einem solchen verbrecherischen Herrn zu dienen, ist eine Sünde, mein Freund!“ — sprach der Kanonikus.

— „Er bezahlt mich gut, und darum bin ich ihm zugethan.“ —

— „Auch wenn dieses schweren Verbrechens halber der Bannstrahl der Kirche ihn selbst, sein Haus und alle seine Diener treffen sollte?“ —

— „Was haben wir Diener mit dem Verbrechen unseres Herrn zu schaffen?“ — rief Hans erzürnt. — „Hat die Kirche irgend Etwas mit ihm zu thun, so mag sie es mit ihm ausmachen, ohne die armen Diener hineinzumischen.“ —

Brun befürchtete bei dieser Antwort, daß der Kanonikus zu weit gegangen sein möchte und daß Hans argwöhnisch über den eigentlichen Zweck aller dieser Fragen werden könnte. Er stellte sich also, als hätte er die letzten Worte nicht gehört, und leitete das Gespräch wieder auf die Person der Nonne zurück. — „Hat sie sich denn in der Zeit, seit welcher sie hier eingeschlossen ist, sehr verändert?“ — fragte er.

— „Sie ist vielleicht etwas blässer, als sie war, da der Ritter sie ins Haus brachte, und allerdings sind ihre Augen manchmal roth vom Weinen; aber im Uebrigen sehe ich keinen Unterschied an ihr.“ —

— „Diese rothgeweinten Augen zeugen mehr als zu laut von dem tiefen Schmerz, der in der Brust der Unglücklichen nagt" — wandte der Kanonikus ein.

— „Bah! Ein junges Mädchen, wie sie, grämt sich wahrhaftig nicht zu Tode" — fiel Hans lachend ein. — „Grämt sie sich ja um Etwas, so ist es darüber, daß der Ritter sie nicht sogleich heirathet." —

— „Man hat mir gesagt, daß sie vom Ritter schlecht behandelt würde" — bemerkte Brun, um die Aufmerksamkeit des Dieners von dem Gesicht des Kanonikus abzulenken, auf welchem das Mißvergnügen über die letzte Antwort deutlich zu lesen war.

— „Wenn man das gesagt hat, so ist es eine niederträchtige Verläumdung" — rief Hans mit Wärme. — „Man kann nicht zuvorkommender gegen sie sein, als der Ritter ist. Sie hat Erlaubniß, innerhalb der Wände des Hauses zu gehen, wohin sie will; und alle ihre kleinen Launen sind auf seinen Befehl mit einer Schnelligkeit befriedigt worden, die ihr Vergnügen machen muß. Sie wird sehr selten von Ritter besucht; und wenn

dieß geschieht, so behandelt er sie eher wie eine Königin, als wie eine arme, schwache, machtlose Nonne. Wäre ich an seiner Stelle, so sollte sie, bei meiner Ehre, in kürzerer Zeit, als wir zusammen sprechen, aufhören, eine Jungfer zu sein. Vor einem Frauenzimmer Komplimente zu schneiden, ist meine Sache nicht; will sie einem nicht in Güte zu Willen sein, so muß man seine kräftigen Arme benutzen. Die Vorsehung hat dem Manne nicht umsonst Stärke in die Arme gegeben!" —

Der Kanonikus bekreuzte sich bei diesen Worten und wandte sich ab.

— „Womit beschäftigt sich denn die fromme Schwester?" — fuhr Brun mit seinen Fragen fort. — „Das Leben in Euerm Hause muß ihr doch sehr einförmig vorkommen." —

— „Die Weiber sind ja blos für das häusliche Leben bestimmt" — versetzte Hans. — „Da sind sie an ihrem Platz und da müssen sie auch bleiben. Ihr Wirkungskreis darf sich nicht aus den Mauern des Hauses heraus erstrecken. Die kleinen Geschäfte, welche im Hause tagtäglich vorkommen, zu verrichten, dazu sind sie geschaffen, aber weiter dürfen sie nicht gehen, denn — unter uns

gesagt — die Weiber taugen zu nichts, als zur Dienerin, dann und wann vielleicht auch zur Liebhaberin des Mannes. Ist das nicht war, edle Herren?" —

— „Du hast im Allgemeinen eine üble Meinung von den Frauen, wie ich sehe" — sagte Brun. — „Aber es kann doch auch Ausnahmen geben, die mehr Achtung und eine bessere Behandlung von dem Mann verdienen. Wenn ich mich nicht irre, so ist die fromme Schwester eines jener Wesen, welche blos dazu bestimmt sind, dem Menschengeschlecht Gutes zu thun. Und ist das der Fall, so wäre es ja zu beklagen, wenn sie durch strenge Abschließung von der übrigen Welt ganz außer Stand gesetzt würde, für das Gute zu wirken, wozu sie Neigung und Beruf bestimmt." —

— „Bewahre mich die Jungfrau Maria vor der Sünde, sie außer Stand zu setzen, das Gute zu thun, wozu sie von der Vorsehung berufen ist, wie Ihr sagt, edler Herr!" — rief Hans. — „Aber ich denke, wenn sie so beschaffen wäre, so könnte sie dieses große Werk sehr wohl ausführen, ohne daß sie aus dem Hause zu gehen braucht. Sie hat dort ein hinreichendes Feld für ihre Thä-

tigkeit unter den vielen Dienern meines Herrn — — ich selbst würde ihr dankbar sein, wenn sie anfangen wollte, ihre Güte gegen mich zu üben." —

Die letzten Worte sprach Hans mit schelmischem Lächeln.

Der Kanonikus bemerkte dasselbe und verstand seine Meinung. Ein tiefer Seufzer drang aus seiner Brust und deutete den Schmerz an, den er wegen dieses verhärteten Sünders litt.

— „Mein Sohn" — sprach er dann freundlich zu dem Diener — „ich hoffe, Du wirst zu den Verbrechen, welche bereits Dein Gewissen belasten, nicht noch das hinzufügen, daß Du das arme Mädchen abhälst, die Sprache der Religion aus dem Munde eines Geistlichen zu hören. Sie kann, wie so manche andere christliche Schwester, sich Vieles vorzuwerfen haben, wegen dessen sie Trost bei ihrem Beichtvater sucht. Seitdem sie in dem Hause Deines Herrn ist, hat sie ihr Herz nicht in der Beichte erleichtern können; kein Diener der Kirche ist ihr während der Zeit ihrer Gefangenschaft zu nahe gekommen. Laß einen Mönch zu ihr, der die Beichte der Klosterjungfrau empfangen kann!" —

Hans schien unschlüssig darüber zu sein, was er antworten sollte; und als dieß der Bürgermeister merkte, fuhr er fort und sagte: — „Du fürchtest wohl von einem Geistlichen?" —

— „Ich sollte es nicht thun" — erwiederte Hans — aber die Zeiten sind jetzt um vieles verändert gegen sonst, und man kann nicht vorsichtig und wachsam genug sein, sagt Ritter Bernhard immer." —

— „Was soll denn ein Beichtvater anders thun, als die Beichte der Sünderin empfangen und ihr die tröstliche und innige Lehre unserer herrlichen Religion predigen?" — fragte Brun.

Hans gab endlich den wiederholten Vorstellungen des Bürgermeisters und des Kanonikus nach und willigte ein, daß wöchentlich einmal ein Mönch Elisif besuchen sollte, um ihre Beichte zu empfangen. Allein er knüpfte als ausdrückliche Bedingung daran, daß dieser Besuch so kurz als möglich sein und nur in den von ihm bestimmten Stunden stattfinden sollte; — „denn da diese Besuche gegen die ausdrücklichen Befehle des Ritters streiten" — äußerte er — „so muß ich jede Vorsichtsmaßregel beobachten, damit die Geschichte

nicht entdeckt wird. Ich wage jedoch zu viel, um dieß umsonst zu thun. Gebt mir, ehrwürdiger Vater, die Absolution der Kirche für die Sünden des kommenden Jahres, und ich verspreche Euch heilig, Euern Wunsch zu erfüllen." —

— „So finde Dich morgen in der Kirche Sankt Nicolai ein, sobald man zum **Ave Maria** läutet" — versetzte der Kanonikus. — „Dort beichte mir Deine Sünden und Du sollst dann die von Dir gewünschte Belohnung für das erhalten, was eigentlich die heilige Pflicht jedes Christen gegen seinen Nächsten ist." —

Hans schien nicht zu begreifen, daß es seine Pflicht sei, sich mit den geistlichen Angelegenheiten seiner Nebenmenschen zu befassen. Er murmelte Etwas vor sich hin, nickte langsam mit dem Kopf, als wenn er sagen wollte: — „Ich komme morgen zur bestimmten Stunde" — und entfernte sich, indem er die beiden Freunde bei ihrer weiteren Berathung allein ließ.

Die junge schöne Nonne verbrachte unterdessen ihre Tage in vollkommener Einsamkeit, die nur einmal in jeder Woche durch einen Besuch Bernhards unterbrochen wurde. Allein diese Be=

suche waren kurz und beschränkten sich gewöhnlich nur auf einige Minuten. Wenn Bernhard sich bei seiner Gefangenen einfand, begegnete er ihr stets mit Höflichkeit und ritterlicher Artigkeit und fragte sie gewöhnlich blos, wie sie sich befinde, ob sie sich etwas wünsche, ob sie mit ihrer Bedienung zufrieden sei u. s. w. Im Anfang ihrer Gefangenschaft würdigte sie ihn kaum einer Antwort, und wenn sie einmal zu ihm sprach, so waren es Klagen über sein niedriges Benehmen, sie aus dem Heiligthum des Klosters zu rauben. Sein späteres Betragen besänftigte jedoch allmählig ihre aufgeregten Gefühle, besonders da sie sah, daß er sich augenscheinlich Mühe gab, ihre Lage so bequem und angenehm als möglich zu machen. Alle ihre Wünsche beeilte er sich mit zuvorkommender Bereitwilligkeit sogleich zu erfüllen; nur eine Bitte richtete sie stets vergebens an ihn, er wies sie stets kurz und kalt zurück, die Bitte nämlich, nach Wadstein zurückkehren zu dürfen. So oft sie diesen Punkt berührte, wurde der Ritter übler Laune und antwortete ihr blos damit, daß er ihr vorrechnete, wie viele Tage noch vergehen würden, ehe die Absolution des Papstes in Bezug auf ihre Heirath

ankäme. Dieser vergeblichen Bitten halber empfing sie ihn später wie eine Gefangene ihren Wächter, ließ häufig seine Fragen mit stummer Verachtung unbeantwortet oder stellte sich, als ob sie ihn gar nicht sähe, wenn er in ihr Zimmer trat. Bernhard, der sich durch eine freundliche Behandlung allmählig ihre Liebe zu gewinnen hoffte und deshalb mit seinem Benehmen fortzufahren beschlossen hatte, bis die Absolution des Papstes in seinen Händen sein würde, nahm jedoch diese Beweise von Verachtung nicht übel, sondern überhäufte Elisif vielmehr mit noch mehr Artigkeiten. Nach jedem Besuch erhielt sie irgend etwas Angenehmes von ihm. Bald war es eine schöne Pflanze, mit der sie ihr kleines Gärtchen schmücken konnte; bald war es ein Tuch von kostbaren Spitzen, um damit den in ihrem Zimmer aufgestellten Altar zu bedecken; bald war es ein in Gold oder Silber gestickter Mantel, jedoch noch unvollendet, damit sie sich das Vergnügen machen konnte, ihn fertig zu machen.

Alles dieß machte jedoch keinen Eindruck auf das junge Mädchen. Sie blieb ihrem Klostergelübde treu und seufzte nur nach Freiheit, um wie-

der nach Wadstein zurückkehren zu können. Den größten Theil ihrer Zeit brachte sie am Fuß des Altars zu, seufzend und Gebete lesend. Daß sie dabei die heilige Jungfrau um Befreiung aus ihrer Gefangenschaft bat, bedarf nicht einer ausdrücklichen Erwähnung; sie hegte aber dabei die innige Ueberzeugung, daß die Mutter Gottes sie in ihrer Noth nicht verlassen könne und sie früher oder später unbeschädigt in ihr Kloster zurückführen werde. In welcher Weise diese Befreiung geschehen sollte, darum kümmerte sie sich nicht; sie war nur davon überzeugt, daß sie durch die Fürsorge der Aebtissin oder durch den Einfluß ihres mächtigen Vaters unzweifelhaft erfolgen werde.

Zur Pflege ihres Gärtchens hatte sie gewisse Stunden des Tages bestimmt, und wenn mit dem Abend Dunkel und Kälte kam, setzte sie sich in ihr einsames Zimmer und stickte in Gold und Silber oder betrachtete das hohe Himmelsgewölbe mit seinen glänzenden Sternen, indem sie dabei ihres lieben Klosters gedachte, auf dessen dunkle Mauern dieselben Sterne glänzten.

Die Diener des Hauses hatten nicht das Recht bei ihr einzudringen; sie durften nur in bestimm-

ten Stunden zu ihr kommen, und wenn sie dann erschienen, begegneten sie ihr mit Achtung und Wohlwollen. Fast schien es, als wetteiferten sie um die Erlaubniß, sich ihr zu nähern und sie zu bedienen. Eine freie mächtige Königin konnte keine ergebneren Diener haben, aber demungeachtet vermochte sie keinen derselben zu bewegen, ihr die Thür ihres Gefängnisses zu öffnen. Sobald sie diesen Gegenstand berührte, wurden die Diener stumm oder verließen so eilig das Zimmer, als fürchteten sie, daß die Gefangne doch wohl auf sie einwirken könne.

Eines Tages blieb Hans länger als die andern Diener im Garten. Elisif war damit beschäftigt, ihre Blumen zu begießen, und merkte die Anwesenheit Hans' nicht eher, als bis dieser sich unbemerkt an ihre Seite geschlichen hatte.

— „Morgen kommt ein Mönch hierher" — flüsterte er mit einem geheimnißvollen Blick.

Elisif sah ihn verwundert an.

— „Ein Mönch!" — rief sie. — „Und warum kommt er?" —

— „Um Eure Beichte zu hören, edle Jungfrau." —

— „Wer schickt ihn denn zu mir?“ —

— „Eure Freunde.“ —

— „Also nicht Ritter Bernhard?“ —

— „Nein.“ —

— „Ehre und Dank sei Dir, heilige Mutter, daß Du meiner, der armen Sünderin, noch gedenkst!“ — rief Elisif, indem sie sich andächtig bekreuzte.

— „Ja, aber mein Kopf ist verloren, wenn der Ritter etwas davon merkt, daß der Mönch hier gewesen ist“ — wandte Hans ein und machte dazu eine Bewegung mit der Hand um seinen Hals, als wolle er bezeichnen, auf welche Weise er dann den Kopf verlieren werde.

— „Der Ritter kann mir den Trost der Religion nicht verweigern, wenn er mir auch die Freiheit geraubt hat.“ —

— „Der Ritter hat uns bei Todesstrafe verboten, Jemand zu Euch zu lassen. Gegen seine Befehle handeln, hieße eben so viel, als sein eignes Todesurtheil unterschreiben.“ —

— „Er wird doch nicht so unmenschlich sein, Dich für Etwas zu strafen, was — — —

— „Wofür ich nichts kann!“ — unterbrach sie Hans. — „Ja, so gewiß Sonne und Mond am Himmel stehen, tanzt mein Kopf vor seinen scharfen Schwert auf meinen Schultern.“ —

— „Und das willst Du meinetwegen wagen?“ — fragte Elisif gerührt und ergriff seine Hand.

— „O ja — — gewiß“ — stammelte Hans. — „Ich wollte wohl meinen Kopf wagen, aber — — — Pest und Tod! — das ist nichts Angenehmes. Und — unter uns gesagt — es ist dießmal nicht nöthig.“ —

— „Was ist dann zu thun?“ —

— „Verlangt nur einen Beichtvater von dem Ritter, so wird er Eure Bitte nicht zurückweisen, und auf diese Weise kann ich meinen Kopf behalten.“ —

— „Gern! Wenn er nur meine Bitte nicht abschlägt.“ —

— „Er hat noch zu keinem billigen Wunsch von Euch Nein gesagt. Versucht es nur, und ich stehe dafür, daß es Euch glücken wird! — Bald kommt der Ritter, um Euch wie gewöhnlich zu be-

suchen. Sprecht Euern Wunsch aus und wir werden sehen!" —

Elisif versprach zu thun, wie er es ihr gesagt hatte.

— „Still!" — sprach Hans und verschwand durch eine Seitenthür.

In demselben Augenblick wurde eine andere Thür geöffnet, durch welche der Ritter Bernhard herein trat. Er war wie bei allen früheren Besuchen freundlich und schien mit Ungeduld ihre Antwort auf seine gewöhnliche Frage zu erwarten, ob sie etwa einen Wunsch hege, den er erfüllen könne.

Elisif brachte zitternd ihre Bitte um einen Beichtvater vor.

Diese Bitte mußte Bernhard unerwartet kommen, denn plötzlich wurde seine Stirn von einer schwarzen Wolke überzogen und seine kleinen blitzenden Augen schossen gleichsam Feuerflammen. Aber so drohend dieses Gewitter aufstieg, so schnell verschwand es auch wieder, als Bernhard mehrere Minuten lang Elisif angesehen und in ihrem sanften, offnen Gesicht nicht das geringste Zeichen von Hinterlist gefunden hatte. Als er ihr darauf antwortete und seine Zustimmung gab, that er dieß

in seiner früheren freundlichen Weise; als er aber den Garten verließ, zuckte er verächtlich die Achseln und sprach vor sich hin: — „Ein Beichtvater in diesem Hause! Das ist ein seltner Gast für mich!“ —

Hans erhielt nun Befehl, einen Mönch zu suchen und zu Elisif zu führen; allein an diesen Befehl schloß sich ein anderer, der den Ohren des treuen Dieners unangenehm klang. — „Wehe Dir“ — setzte der Ritter hinzu — „wenn er eine Secunde länger hier bleibt, als die Beichte dauert! Du kennst mich und mein Schwert, lieber Hans!“ —

Der Letztere verstand den Sinn dieser Worte gar zu gut und erblaßte schon bei dem Gedanken, mit dem Schwert des Ritters nähere Bekanntschaft zu machen.

Am folgenden Morgen erschien zum Erstaunen aller Nachbarn ein Mönch vor Ritter Bernhards Hause und verlangte und erhielt Eintritt in dasselbe.

— „Was mags denn geben?“ — fragte der eine den andern. — „Liegt denn der Ritter im Sterben? — Oder will etwa ein unglücklicher Diener vor seinem Tod beichten? — Das weiß

Gott, daß man dergleichen noch nie gesehen hat, so lange der kühne Ritter lebt!" —

Als der Mönch eintrat, lag Elisif vor dem Altar. Der Mönch war kein anderer als Sten, der nach Vollendung seiner Gesandtschaft so eben in Stockholm angelangt und in Folge einer Aufforderung des Kanonikus gekommen war, um Elisif's Beichte zu hören.

Bei dem Anblick der betenden Nnnne blieb er mehrere Augenblicke an der Thür stehen, um ihre tiefe Andacht nicht zu stören. Er betrachtete sie mit Rührung und seine Augen füllten sich mit Thränen, als er hörte, wie die fromme Jungfrau den Beistand der Mutter Gottes zur Rückkehr in ihr Kloster anrief.

— „Unglückliche!" — sprach er zu sich selbst. — „Ich konnte Dein grausames Schicksal, in Räuberhände zu fallen, nicht abwenden. Möge eine gütige Vorsehung mir Kraft verleihen, Dich in die friedliche Heimath zurückzuführen, nach der Du Dich so innig zu sehnen scheinst!" —

Mit leisen Schritten näherte er sich der Nonne, die ununterbrochen fortfuhr zu beten. Nachdem er sie in der Nähe wieder mehrere Augenblicke mit

stummer Bewunderung betrachtet hatte, begrüßte er sie und sprach: — „Friede sei mit Dir, fromme Schwester!“ —

— „Wer bist Du, der Du meine Andacht störst?“ — fragte Elisif, ohne ihre Augen von dem Kruzifix abzuwenden.

— „Ein Bote des Friedens aus der Heimath des Friedens zu Wadstein“ — entgegnete Sten.

Bei diesen Worten erhob sich die Nonne hastig; als sie aber in Stens Gesichtszügen keinen der Mönche erkannte, die bei ihrer Entführung im Kloster heimisch waren, stutzte sie aus Besorgniß, daß der Fremde sie wohl gar durch seine Verkleidung betrügen wolle.

Sten errieth, was in ihr vorging, und wandte ein: — „Du kennst mein Gewand, aber mein Gesicht ist Dir unbekannt, und dieß erregt die Besorgniß in Dir, daß ich ein Anderer sein könnte, als dieses Gewand andeutet. Ich wundere mich darüber nicht; allein höre mich erst und urtheile dann, ob ich Dein Vertrauen verdiene. Ich bin nicht, wie Du, innerhalb der Klostermauern aufgewachsen und habe nicht den größten Theil meines Lebens daselbst zugebracht. Flüchtig und leicht=

sinnig, wie ein Kind der Welt immer ist, habe ich nur dem Ziel nachgestrebt, welches die Gedanken des Kriegers allein erfüllt. Der Ruhm war mir Alles, das Leben nur eine Nebensache. Mit dieser Ansicht ließ ich mich auf der Bahn, die man in der Sprache der Welt die Bahn des Ruhmes nennt, blind vorwärts treiben, so daß ich mir in einem noch jugendlichen Alter mit Stolz die Rittersporen anschnallen ließ. In meiner unverständigen Freude über diese Auszeichung glaubte ich mir mit dem Schwert in der Hand eine Zukunft schaffen zu können, die sowohl ehrenvoll war, als meiner Eitelkeit schmeichelte. Diese Zukunft hatte ich mir auch gewonnen, obgleich nicht in der Weise, wie meine Phantasie selbe entworfen hatte. Verlange nicht, wenigstens jetzt nicht zu wissen, was mich vermochte, dieses treue Schwert, das mich nie verlassen hat, für immer abzulegen. Genug, ich vertauschte den ritterlichen Harnisch mit der Mönchskutte und legte in dem Heiligthum des Klosters Wadstein, am Altar des Versöhners, mein Klostergelübde ab.

Dieselben heiligen Regeln, welche Dich auf dem dornigen Pfad des Lebens leiten, sind jetzt

das einzige Licht, durch welches meine Wanderung zu unser aller gemeinschaftlichem Ziel — dem Grabe — erhellt wird.

Wir beide dienen demselben Altar, wir beide tragen dasselbe Gewand. Ich kann Dir deshalb mit Recht den Gruß zurufen: — „Friede sei mit Dir, fromme Schwester!" —

Elisif neigte ihr Haupt zum Zeichen, daß sie seinen Gruß dankbar aufnahm: — „Kommst Du in Geschäften unsers Klosters zu mir?" — fragte sie.

— „Ich verließ Wadstein auf Befehl des Königs Albrecht, um eine Botschaft an die Königin von Dänmark zu überbringen. So eben von dieser Gesandtschaft zurückgekehrt habe ich durch Deine Freunde, den Kanonikus Ulf und den Bürgermeister Brun, Zutritt zu diesem Haus in der Eigenschaft Deines Beichtvaters erhalten. Um Dir die Wahrheit zu sagen, es ist Deine Rettung aus der Gewalt des Räubers, weshalb ich heute diese Stätte des Verbrechens betreten habe. Ueberlaß Dich nicht der Verzweiflung, bald wird Dein Gefängniß geöffnet uud Dir Deine Freiheit verkündigt werden." —

— „Gesegnet sei, der mit einer solchen Botschaft kommt!“ — erwiederte Elisif strahlend vor Freude.

— „Habe Dank für Deinen Segen! Ich bedarf denselben wahrlich, um diese von so vielen Stürmen tief zerwühlte Brust zu beruhigen“ — sprach Sten, der in diesem Augenblick daran dachte, daß Elisif ruhig in ihrem Kloster geblieben sein würde, wenn er die Wette Ritter Bernhards nicht angenommen hätte.

— „Suche die Ruhe, die Du bedarfst, im Gebet, mein Bruder. Die heilige Jungfrau wird Deine Seufzer gern erhören.“ —

— „Das Gebet ist mir eben so wenig fremd, als seine beruhigende Wirkung auf ein aufgeregtes Gemüth unbekannt; aber noch ist manche Bußübung und manche Nachtwache nöthig, ehe ich die Erinnerung an das, was geschehen ist, vertreiben und wieder mit mir zufrieden sein kann.“ —

— „Warum denn die Erinnerung an Dein früheres Leben vertreiben? — Diese Erinnerung muß Dich im Gegentheil anspornen, mit verdoppeltem Eifer an Deiner Herzensbesserung zu arbeiten; und dazu trägt nichts so mächtig bei, als ein

Gebet, das aus demüthiger Brust in der einsamen Zelle eines Klosters zum Himmel empor steigt." —

— „Ach, Du weißt nicht, was" — — — fiel Sten mit Wärme ein; allein sich plötzlich besinnend fuhr er mit ruhiger Stimme fort: — „Gottes Wille geschehe, nicht der Wille der Menschen!" —

Während der Mönch die letzten Worte sprach, ging ein innerer Kampf bei ihm vor. Es war ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Liebe und Pflicht; zwar dauerte er nicht lange, aber er war desto heftiger und endigte mit dem festen Beschluß, seine Liebe stets vor Elisif geheim zu halten. Sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, als wenn er ihr seinen Schmerz verbergen wollte, entfernte er sich eilig aus dem Zimmer.

Elisif, die seine Verwirrung und seine letzterwähnte Bewegung mit Verwunderung gesehen hatte, stellte sich ihm in den Weg und redete ihn freundlich an: — „Du verläßest mich so schnell, mein Bruder, bevor ich Deine Versicherung erhalten habe, daß mir der Erlöser meine Sünden vergiebt!" —

Sten erhob bestürzt seine Augen zu ihr und sagte: — „Ich soll Dir die Versicherung von der Vergebung Deiner Sünden geben?“ —

— „Warum nicht? — Du bist ein Geistlicher, geweiht zum Dienst für Gottes Wort, und übrigens bist Du ja in der Absicht hierher gekommen, die Beichte einer Sünderin zu empfangen. Ist es nicht so?“ —

— „Allerdings — — gewiß“ — stammelte Sten — „aber heute — — jetzt kann ich Deine Beichte nicht empfangen — jetzt vermag ich es nicht.“ —

— „Wann wirst Du dann wieder kommen, um dieses für meine Ruhe so nothwendige Geschäft vorzunehmen?“ —

Sten schüttelte bedenklich den Kopf.

— „Wenn ich mehr Herr über mich sein werde, als ich es jetzt bin“ — sagte er. — „Bis dahin sei der Friede Gottes mit Dir, meine Schwester!“ —

Damit wandte er sich und verließ langsam das Zimmer.

Elisif stand noch lange auf derselben Stelle, die Augen unverwandt dahin gerichtet, wo er verschwunden war, und im Innern das Unbegreifliche seines Benehmens überdenkend.

Capitel XVIII.

Der Kampf.

Dem König Albrecht war es nun gelungen, mächtige Hülfstruppen um sich zu sammeln, mit denen er im Anfang des Herbstes 1389 von Stockholm aufbrach, um mit den von Halland anrückenden feindlichen Heeren zusammen zu stoßen. Alle streitbaren Männer innerhalb der Grenzen Schwedens, die sich nicht für die Parthei der Königin Margaretha erklärt hatten, waren aufgefordert worden, sich an das deutsche Heer unter Albrechts eignem Oberbefehl anzuschließen; allein zum großen Verdruß des Königs fanden sich nicht so viele ein, als er geglaubt hatte. Und überhaupt herrschte im Allgemeinen so viel Niedergeschlagenheit unter ihnen, daß er nicht wagte, sie sich selbst zu überlassen,

sondern immer eine Anzahl von Deutschen unter sie vertheilte, sowohl während des Marsches, als auch später in der Schlacht selbst. Diese unzuverlässige Stimmung beunruhigte Albrecht nicht ohne Grund, als er aber die überlegne Anzahl seiner Landsleute berechnete und sich mit Sicherheit auf deren Treue verlassen konnte, so glaubte er von der schlimmen Stimmung der schwedischen Krieger nichts zu fürchten zu haben.

Aus Deutschland hatte er kürzlich eine bedeutende Truppensendung erhalten, die ihm seine Freunde und Verwandten von dort geschickt hatten. Zu diesem Heer hatten sich auch viele hohe Herren und edle berühmte Ritter gesellt, wie z. B. der Graf von Ruppin, der Graf Gerhard von Holstein, der Graf Boguslav von Stargard und mehrere Andere. Sie kamen in der vollen Ueberzeugung nach Schweden, daß die Rebellen nicht wagen würden, sich im Kampf mit ihnen zu messen und daß die Deutschen sich nur zu zeigen brauchten, um die ganze feindliche Schaar in die Flucht zu jagen. Auch hatten sie sich nicht wie zu einem Feldzug gerüstet, sondern vielmehr als ob sie zu einem glänzenden Turnier zögen, bei welchem jeder Ritter die Be-

wunderung der Zuschauer eben so sehr durch seine Geschicklichkeit und seinen Muth, als durch seine prächtige Kleidung auf sich zu ziehen sucht. Die alte Reimchronik sagt darüber:

„Die Deutschen glänzten wie Sonnenschein,
So waren ihre Waffen und Harnische fein."

Mit diesem Heer zog König Albrecht gegen Süden. Ueberall wohin er kam, flohen die Bauern und nahmen ihre ganze bewegliche Habe mit sich, weil sie aus Erfahrung wußten, daß die Fremden da, wo es etwas zu greifen gab, sich nicht scheuten, das Recht des Stärkeren zu benutzen. Er fand also auf seinem Weg blos leere Häuser und Scheunen und konnte manchmal nur mit Schwierigkeit sich und seine Leute in diesen, von allen menschlichen Bewohnern verlassenen Gegenden ernähren.

Es war ein düsteres Gefühl, das ihn ergriff als er durch das Land ritt und keinen Menschen, weder Feind, noch Freund, daselbst traf. Er hätte es lieber gesehen, wenn in jedem Busch ein wachsamer Feind gelauert hätte oder wenn er sich jeden Fußbreit Landes hätte erkämpfen müssen, um vorwärts rücken zu können.

So erreichte er an einem dunkeln Septemberabend die am Alleberg in Westgothland gelegne Ebene, die unter dem Namen „**Fahlbygd**“ *) bekannt ist. Von ausgeschickten Spionen erfuhr er, daß der Feind nicht weit entfernt war und beide Heere nur durch einen Sumpf getrennt waren.

Sogleich ließ Albrecht seine Krieger Halt machen und ein Lager aufschlagen, um am folgenden Morgen die Stellung und die Stärke der feindlichen Truppen genauer zu erforschen.

Dieß geschah. Man stellte die nöthigen Wachen aus und sandte während der Nacht Späher nach allen Richtungen.

Bei Tagesanbruch versammelte der König alle Anführer in seinem Zelt und erließ gleichzeitig Befehl an das Heer, sich zur Schlacht bereit zu halten. Der junge Herzog Erich, Sohn des Kö-

---

*) Flugland. Afzelius sagt in seinen schwedischen Volkssagen 5r. Theil. S. 41 und 42 über diese an historischen Erinnerungen so reiche Gegend: — „Früher soll hier dicker Wald gestanden haben und der Name „Flugland kann wohl daher rühren, daß der Wald durch Feuer ausgerodet und gleich darnach, während das Feld noch mit „Flugasche“ bedeckt war, urbar gemacht worden ist.

nigs, der Erlaubniß erhalten hatte, seinen Vater auf diesem Kriegszug zu begleiten, war auch im Zelt gegenwärtig. Er durfte zum ersten Mal bei einem Kriegsrath anwesend sein.

Als Alle versammelt waren, sprach der König:

— „Ich habe Euch berufen, edle Herren und Ritter, um mit Euch die Maaßregeln zu berathen die wir zu ergreifen haben. Die Rebellen sind nur einige Steinwürfe weit von uns gelagert. Von den ausgeschickten Spionen habe ich gehört, daß der dänische Ritter Ifvar Lycke und der schwedische Verräther Erich Kettilsson die Feinde, welche ziemlich stark an Zahl sein sollen, anführen. Ihr Lager ist am Fuß des Allebergs auf der sogenannten Nyckelänge selbst; im Rücken sind sie durch den Berg, in der Fronte durch Gebüsch geschützt. Ihr linker Flügel reicht bis an den Fahlköpingsweg, der rechte erstreckt sich nach Karlaby und Asled hin. Nun sprecht Eure Meinung aus, edle Ritter! Wollen wir in unserm Lager die Feinde erwarten oder wollen wir sie in ihrem eignen Lager angreifen?“ —

— „Wenn ich das Wort nehmen darf, um meine Meinung auszusprechen“ — sagte der Graf Gerhard — „so geschieht es deshalb, um Dir zu sagen, König Albrecht, daß ich nicht so weiten Weges aus Deutschland hierher gekommen bin, um in der allerschönsten Ruhe dazusitzen und zu warten, ob es einem Haufen Bauern und zuchtlosen Gesindels gefällt, mich anzugreifen. Glaube mir, wer den ersten Streich führt, der hat den Sieg schon halb gewonnen! Ich bin deshalb dafür daß man sogleich zum Angriff bläſ't.“ —

— „Auch ich bin derselben Ansicht“ — sprach der Graf Otto. — „Ein schneller Angriff von unserer Seite muß einem zusammengerafften Menschenhaufen, der ohne Kriegszucht sich blos auf die Kraft seiner Arme verläßt, nothwendig Schrecken einflößen. Nichts kann unserer schweren deutschen Reiterei widerstehen, am allerwenigsten ein Haufen roher Bauern; und gerade an Reiterei, dieser vorzüglichsten Waffengattung unsers Zeitalters, ist unser Kriegsheer den Rebellen sehr überlegen.“ —

— „Obgleich ich nicht dieselbe geringe Meinung von dem Feind hege, wie Ihr, edle Herren,“ — bemerkte der Bischof Rudolph von Skara, der

nach der Sitte damaliger Zeit sein Bischofsgewand gegen Helm und Harnisch vertauscht hatte, um für seinen Vetter, den König Albrecht, zu kämpfen — „so bin ich doch dafür, daß wir den Angriff sofort beginnen müssen. Erich Kettilsson ist ein erfahrner Krieger von altem Schlag und Jsvar Lycke ist kein Kind in der Kriegskunst. Allein bei ihrer Mannschaft ist es etwas ganz Anderes. Diese besteht aus Menschen aller Art, aus dänischen und schwedischen Abentheurern, die blos dadurch zusammengehalten werden können, daß sie ungestraft morden und plündern dürfen. Uebrigens soll große Uneinigkeit unter ihnen herrschen, denn der Däne und der Schwede passen nicht gut zusammen; das ist eine alte Erfahrung hier im Norden. Und wenn ich mich nicht ganz irre, so ist diese Uneinigkeit der Grund zu dem mehrtägigen Aufenthalt des Feindes in seinem Lager. Erich Kettilsson will als ein vorsichtiger Anführer erst Frieden unter seinen eignen Leuten zu stiften suchen, bevor er sie gegen uns führt. Dazu war es nöthig, sich ein Lager zu verschaffen, das ihn vor jeder Ueberrumpelung sichert; und dieß ist seinen scharfen Augen meisterhaft gelungen. Allein das darf uns

nicht abhalten, ihm unsere Begrüßung zu bringen, die den Anführern eben so unerwartet, als dem gemeinen Haufen überraschend sein wird." —

— „Es scheint mir," versetzte der Graf Boguslaf mit einem Lächeln, welches die tiefste Verachtung ausdrückte — „daß die Ansichten über Das, was geschehen muß, hier nicht getheilt sein können. Wir deutschen Grafen und Ritter haben unsere Waffen früher mit Sieg gekrönt gesehen, und es wird uns jetzt der Sieg gewiß nicht schwerer werden, als bei Tillinge und Gataskog, wo wir Dir Schwedens Krone gewannen, König Albrecht." —

— „Ich war damals noch zu jung, um an kriegerischen Thaten Theil nehmen zu können" — fiel Gerdt Snakenborg ein, ein deutscher Jüngling von schlankem Wuchs und geschmeidiger Zunge — „und kann also nicht beurtheilen, ob der Sieg heute schwerer sein wird, als bei Tillinge und Gataskog; aber das weiß ich, daß es dem König Albrecht leicht werden wird, sich bei der Nyckelänge ein neues Lorbeerreis um seine Krone zu gewinnen. Ein Angriff unserer Truppen von drei verschiedenen Seiten zugleich, vom Fahlköpingsweg, von Asled und dem Gebüsch vor uns, muß unter

den Leuten der Mönchshure Staunen und Bestürzung erregen. Mit funfzig von unseren tapfern Kriegern will ich es übernehmen, durch das Gebüsch zu dringen und die Hemdenfahne mitten im feindlichen Lager aufzupflanzen.“ —

— „Wohl gesprochen, mein tapferer Freund“ — nahm Herzog Erich das Wort — „ich erwartete eine solche Sprache von Dir und habe mich in dieser Erwartung nicht getäuscht. Wenn mein hoher Vater mir eine Gunst erweisen will, so schlage er meinen tapfern Jugendfreund heute zum Ritter. Niemand verdient seine goldnen Sporen besser, als er; und Niemand wird sich dieser Auszeichnung würdiger machen, dafür bin ich Bürge. Kann ich das nicht mit Gewißheit sagen?“ — setzte er hinzu, indem er sich an Gerdt wandte.

— „Ich erfülle Deinen Wunsch um so lieber, mein Sohn“ — erwiederte Albrecht — „da ich die vielfachen Verdienste Deines Jugendfreundes selbst kenne und ehre. Falle nieder, Gerdt Snakenborg, und empfange von meiner Hand Dein Ritterschwert! Sei würdig des hohen Berufs, zu dem ich Dich weihe, und vergiß nie, daß die Ehre der vorzüglichste Schmuck des Ritters ist!“ —

Während der kurzen Feierlichkeit, die nun folgte, um Gerdt zum Ritter zu schlagen, wurde die Berathung unter den übrigen Heerführern in einem andern Theil des Zeltes fortgesetzt. Man war im Allgemeinen der Ansicht, daß der Angriff sogleich stattfinden müsse; und als der König wieder an der Berathung Theil nahm, erhob sich keine Stimme für eine andere Meinung.

— „Aber was sagst Du dazu, alter Krieger?" — fragte Albrecht einen grauhaarigen Greis, einen gebornen Schweden Namens Tyke Olofsson, der noch kein Wort gesprochen hatte. — „Du hast Erfahrung und Kenntnisse, Du kannst mir einen guten Rath geben. Sprich, was denkst Du?" —

Der Angeredete war ein alter Mann mit einem langen grauen Bart. Er hatte während seines langen Lebens an unzähligen Feldschlachten Theil genommen und viele Lorbeern errungen, aber auch viele Wunden empfangen. Er hatte demnach viel gesehen und erfahren, was der Jugend zum Nutzen und Vergnügen gereicht haben würde, wenn er es hätte über sich gewinnen können, seine Schicksale mitzutheilen. Aber er war von Natur verschlossen und machte nicht gern mehr Worte, als nöthig

waren. Fragte man ihn, warum er so wortarm sei, so erwiederte er:

— „Wir sind nicht zum Schwatzen da, sondern zum Handeln!" — Diesem Wahlspruch treu war er durch das Leben gegangen, ohne daß man ihm den Vorwurf machen konnte, jemals ein unnöthiges Wort gesprochen zu haben. Als er jetzt vom König angeredet worden war, schüttelte er den Kopf und antwortete nach einer Weile: — „Wir wollen heute nicht gegen sie kämpfen; es möchte uns nicht frommen." —

Ein dumpfes Gemurmel unter den übrigen Anführern drückte das Mißvergnügen aus, welches diese Aeußerung des alten Kriegers in ihnen erregte. Der König selbst, der für den Angriff war und deshalb eine Verschiedenheit der Ansichten unter den Rittern nicht gern sah, wurde verdrüßlich über die Antwort des Greises. Und dieser Verdruß vermehrte sich noch, als die übrigen Ritter ihr Mißvergnügen durch Gemurmel zu erkennen gaben. Mit einem scharfen Blick auf Tyke erhob sich der König von seinem Sitz und ging an die Oeffnung des Zeltes, von wo sich in einiger Entfernung der größere Theil des feindlichen Lagers

übersehen ließ. Die Entfernung war so gering, daß man jeden Gegenstand im Lager der Feinde genau übersehen konnte. Allein nichts deutete darauf hin, daß diese einen Angriff befürchteten; die Schildwachen gingen sorglos auf und ab, und außer ihnen waren nur wenige Krieger sichtbar. Man fühlte sich fast versucht zu glauben, daß die Feinde mitten am hellen Tage schlafen gegangen wären. Die schwedischen und dänischen Fahnen bewegten sich kaum in der stillen Luft. Alles deutete auf die vollkommenste Sicherheit vor einem Angriff hin. Albrecht erblickte darin nur einen trotzigen Hohn, wurde dadurch im höchsten Grade gereizt und rief heftig: — „Zu den Waffen! Zu den Waffen, ihr Ritter! Ich will der Erste sein, der sein Leben hingiebt! Ich fürchte mich nicht; bist Du aber furchtsam, alter Mann, so reite davon, so lange es noch Zeit ist!“ —

Die letzten Worte richtete er an Tyke Olofsson, der ruhig auf seinem Platz saß und sich auf sein Schwert lehnte. Es gehörte viel dazu, den alten Mann aus seiner Ruhe zu reißen; allein dem König Albrecht gelang dieß meisterhaft, denn bei

der Anklage der Furcht flammten die sonst matten Augen Tyke's. Mit jugendlicher Kraft faßte er sein Schwert, schwang es mit beiden Händen um sein Haupt und rief: — „Mich habt Ihr nie furchtsam gesehen! Bei Gott, König Albrecht, seht heute wohl zu, daß Ihr Euch selbst vertheidigt!" — *)

---

*) In einer alten Volksweise, die sich in einer Handschrift der Königl. Bibliothek zu Stockholm findet, heißt es:

Da sprach Tykesin Olufsson,
Er sah die Dänen kommen:
— „Wir streiten heute nicht gegen sie,
Es möchte uns nicht frommen." —

Aber der König Albrecht sprach,
Er ritt unter eine Linde grün:
— „Ich will der Erste im Streite sein,
Mein Leben geb' ich hin.

Ich fürchte mich nun und nimmermehr,
Es muß sich heute entscheiden;
Fürchtest Du für Dein Leben so sehr,
So reite Du bei Seiten." —

— „Nie habt Ihr furchtsam mich gesehn" —
Drauf Tyke tief beleidigt:
— „König Albrecht, sehet heute wohl zu,
Daß Ihr Euch selbst vertheidigt!" —

Einige Minuten darauf war das Zelt leer und Jeder auf seinem Posten, bereit, dem ersten Zeichen zum Angriff Folge zu leisten.

Albrecht zog den neuen Ritter Albrecht auf die Seite.

— „Die Freundschaft, die Ihr für meinen Sohn hegt" — sagte er — „giebt Euch ein Recht auf eine Auszeichnung, die ich Euch auch mit Vergnügen zu Theil werden lasse. Herzog Erich ist noch jung und kann sich durch seine Tapferkeit leicht verleiten lassen, seine Person während der Schlacht unnöthiger Weise der Gefahr auszusetzen. Er ist bestimmt, falls ich im Kampfe bleiben sollte, mein Nachfolger auf Schwedens Thron zu werden, und als nächster Thronfolger ist er gewiß berechtigt, während der Schlacht in der Nähe meiner Person zu sein. Allein dadurch wird es nicht unmöglich gemacht, daß er im Getümmel des Kampfes von mir getrennt wird. Um nun einem solchen Unglück zuvorzukommen, habe ich Euch, Herr Ritter, ausersehen, sein unzertrennlicher Begleiter während des Treffens zu sein. Nehmt Ihr diesen Auftrag an und versprecht Ihr mir, den Herzog unter keiner Bedingung zu verlassen?" —

— „Ich werde Euerm Befehl genau nachkommen, mein theurer König — erwiederte Snakenborg unterwürfig. — „Ich schwöre Euch bei allen Heiligen, die Person des Herzogs nicht zu verlassen, so lange noch ein Funken von Leben in mir ist. Möge mich weder Sonne, noch Mond jemals wieder bescheinen, wenn ich mein Gelübde nicht halte!" —

— „Gut; ich verlasse mich auf Euch!" — versetzte der König, indem er die Hand des Ritters freundlich schüttelte. Drauf wandte er sich an die Umstehenden und gab das Zeichen zur Schlacht.

Es war ein heller und schöner Septembertag, hinreichend kühl, um die Krieger nicht durch den Marsch zu erhitzen, bevor das Treffen selbst begann. Das Heer war in mehreren Gliedern aufgestellt, die Anführer an der Spitze. Sobald vom Zelt des Königs aus das Zeichen zum Angriff gegeben wurde, wurde es von jeder einzelnen Truppenabtheilung beantwortet; und diese Antwort, die mit aller Kraft der musikalischen Instrumente gegeben wurde, tönte nah und ferne durch die helle Luft, so daß sie in einem Umkreis mehrerer Meilen von Jedermann gehört wurde.

Auf die Krieger wirkte sie wie ein elektrischer Schlag, und sogar die Pferde wieherten und schäumten in die Zügel. Mit Mühe vermochten die Anführer, sie zurückzuhalten, diese unruhige Schaar von Menschen und Thieren, die blind und ohne alle Ordnung vorwärts stürzen wollte. Was jedoch die Anführer nicht verhindern konnten, war das laute Beifallsgeschrei der Krieger und das Getöse der Waffeu, vermischt mit dem Dröhnen der Pferdehufe auf dem gefrornen Erdboden. Man konnte kein Kommandowort mehr hören, man sah blos die Bewegungen der Anführer und gehorchte denselben.

Endlich fingen die ungeduldigen Schaaren an vorwärts zu rücken. Wie ein Wirbelwind in der Wüste rissen sie Alles mit sich fort, was in ihrem Weg lag, und ließen blos niedergetretenes Gebüsch und zerbrochne Baumstämmchen hinter sich. Anfangs konnte man ihren Bewegungen mit den Augen folgen, allein bald stiegen dichte Staubwolken empor, welche die Krieger verbargen. Die wehenden Helmbüsche der Anführer waren der letzte Gegenstand, der durch den Staub sichtbar war; doch verschwanden auch diese dem Auge bald. Nur aus

dem Geräusch konnte man von nun an beurtheilen, wie die Truppen vorgerückt waren und die verschiedenen Abtheilungen sich in verschiedenen Richtungen ihrem Ziel näherten.

Dem rechten Flügel unter der Anführung des Grafen von Holstein gelang es ohne Schwierigkeit, sich zwischen die Stadt und den Feind zu werfen, der hierdurch auf dieser Seite zwischen dem Alleberg und das Gebüsch eingeschlossen wurde. Hier entbrannte ein heftiger Kampf, in welchem sich die Deutschen auf eine glänzende Weise auszeichneten. Der Feind schien dabei mehr im Nachtheil, als im Vortheil zu sein.

Der linke Flügel, über den der Graf von Ruppin den Oberbefehl führte, griff den Feind von Asled her an. Dieser Angriff war so heftig, daß die Dänen, welche hier aufgestellt waren, sich näher nach dem Berge zurückziehen mußten. In Folge dieses Rückzuges wurde die Nyckelänge selbst, auf welcher Erich Kettilssohn seine Hauptmacht aufgestellt hatte, zugänglich für die Deutschen, die dieß auch sofort benutzten. Ohne weiter nach den an dem Berge stehenden Dänen zu fragen, welche Ruppin auf seiner linken Seite ließ, rückte er gerade

auf das von Erich Kettilsson selbst angeführte Centrum los, welches besonders aus schwedischen Kriegern bestand. Bevor sie jedoch einander so nahe kamen, daß ein Handgemenge zwischen ihnen stattfinden konnte, hatten die Dänen mit Iswar Lycke an der Spitze eine Bewegung gemacht, durch welche sie den anrückenden Deutschen in den Rücken gekommen wären, wenn diese das Mannöver nicht bemerkt, schnell Halt gemocht und sich zur Gegenwehr aufgestellt hätten. Dadurch erhielt Erich Kettilsson Zeit, seine ganze Aufmerksamkeit der durch das Gebüsch hervordringenden Hauptmacht der Deutschen unter König Albrechts eignem Befehl zu widmen.

Die Schlacht hatte nun auf beiden Flügeln über eine Stunde gedauert, aber das schwedische Heer hatte noch nicht an dem Kampfe Theil genommen. Albrecht mit seinen Deutschen kam nicht aus dem Gebüsch heraus; man hörte zwar hier und da Kriegsgeschrei von dieser Seite, aber die Krieger selbst zeigten sich nicht.

Erich saß auf seinem Streithengst, die Augen unverwandt auf das Gebüsch gerichtet und begierig jedem Geräusch lauschend, das von dort her kam. Endlich glaubte er Klaggeschrei aus dieser Gegend

zu hören. Mit dem Ruf: — „Nun ist die Zeit zum Kampf gekommen!“ — warf er sich hastig vom Pferd und forderte alle Reiter auf, seinem Beispiel zu folgen. Dann stürzte er sich an der Spitze seiner ganzen in Fußvolk verwandelten Macht in das Gebüsch.

Allein bevor wir ihm dahin folgen, erfordert der Gang der Begebenheiten, daß wir zum König Albrecht zurückkehren.

Ehe die Nachricht anlangte, daß die beiden Flügel mit dem Feind handgemein wären, wollte Albrecht mit seiner Abtheilung nicht hervorbrechen, sondern er hielt an der Grenze des Gebüsches. Die Truppen seiner Abtheilung bestanden ausschließlich aus Deutschen und namentlich aus schwerer Kavallerie, die nach der Sitte der Zeit in Stahl gekleidet, sich nur langsam und mit Schwierigkeit bewegte. Unter den Anführern zeichnete sich zunächst der Graf von Stargard aus, der den Befehl nach dem König führte. Auch der Bischof Rudolph von Skara war bei dieser Abtheilung. Er saß zu Pferde, war in Helm und Panzer gekleidet und hielt in der einen Hand sein gezogenes Schwert, in der andern ein kleines schwarzes Kruzifix. Das

Einzige, was ihn in der Kleidung von den übrigen Rittern unterschied, war die Bedeckung der Füße. Er trug nämlich Beinkleider von kleinen Stahlkettchen, die aber blos bis an die Knöchel reichten und die Füße selbst bloß ließen; die Füße waren mit Sandalen bekleidet, welche mit Lederriemen über der Spanne befestigt waren.

Zur rechten Seite des Königs ritt Herzog Erich, ein frischer, rüstiger Jüngling, der seine Ungeduld, sich in den Kampf zu mischen, kaum bezähmen konnte. Dicht neben ihm zeigte sich der Ritter Snakenborg, ebenfalls zu Pferde. Er trug eine mit Gold eingelegte Rüstung, die schon von weitem glänzte; das Schwert, welches er führte, war von einem berühmten Waffenschmidt verfertigt. Kurz er war vom Kopf bis auf die Füße so kostbar gekleidet, daß er sogar die Bewunderung der übrigen deutschen Ritter erregte, die ebenfalls in glänzenden Kleidern prunkten.

Ihm näherte sich der Bischof Rudolph.

— „Ihr habt eine große Verantwortung auf Euern Schultern, Ritter!" — sprach er. — „Denkt daran, daß die Zukunft Schwedens von dem Leben des Herzogs abhängt. Ich irre mich nicht, wenn

ich glaube, daß der alte Krieger Erich Kettilsson heute uns Allen, und besonders Denen warm machen wird, die den König und den Thronfolger vertheidigen.“ —

— „Bah!“ — rief Gerdt mit verächtlichem Lächeln. — „Mein Arm wird mehr als hinreichend sein, den Herzog Erich zu schützen. Ich wollte, daß ich den schwedischen Anführer träfe, damit ich ihm zeigen könnte, daß Derjenige, dessen Schutz ich übernommen habe, auch siegreich aus dem Kampf hervorgehen wird.“ —

Diese kecke Prahlerei gefiel dem Bischof nicht; allein er antwortete nur, der Sieg dürfte nicht so leicht werden, wie sich der Ritter wohl vorstelle, da man so erfahrne Krieger wie Kettilsson und Lycke gegen sich habe.

— „Schon schlimmere Spiele, als dieses, habe ich in meinem Leben bestanden“ — versetzte Gerdt. — „Hier wird ein hohes Spiel gespielt, das erkenne ich an, denn es handelt sich um nichts mehr oder weniger, als um eine Krone. Aber seid nur ruhig, ehrwürdiger Vater, dergleichen Spiele verstehe ich meisterhaft zu spielen.“ —

Damit wandte er dem Bischof den Rücken und knüpfte eine Unterredung mit dem Herzog Erich an. Kurz darnach gab der König Befehl zum Angriff und zugleich rückte das Heer an mehreren Stellen in das Gebüsch ein. — —

Der Boden, welchen Albrechts Mannschaft jetzt betrat, war niedrig und morastig, von Quelladern durchschnitten, die aus der lockeren Erde hervordrangen, und im Uebrigen mit einer Menge Erlengebüsch und kleinen Weidenstämmen bedeckt. Ein kurz vorher gefallener mehrtägiger Regen hatte diesen Boden noch sumpfiger als gewöhnlich gemacht; und obgleich die letzte Nacht einen starken Frost mit sich gebracht hatte, der in einer dünnen Decke auf dem stillstehenden Wasser noch zu sehen war, so war es doch schon für einen alleinigen Wanderer schwer, hindurch zu kommen. An mehreren Stellen war man genöthigt, von einem Erdhügel auf den andern zu springen; und wehe dem Unglücklichen, der dann nur um einen Schritt zu kurz sprang — er mußte mit einem kalten Bad für seinen Mißgriff büßen. Langes schilfähnliches Gras wuchs zwischen den Erdhügeln, so daß ein ungeübtes Auge leicht zu dem Glauben verleitet

werden konnte, es sei überall fester trockner Boden.

Wenn es aber schon für den Fußgänger schwer war, sich einen Weg durch dieses sumpfige Gebüsch zu suchen, um wie viel bedenklicher war es dann für den stahlgerüsteten Reiter, der für seine Person allein viel zu schwer war, als daß ihn der schwammige Boden zu tragen vermocht hätte. Kam nun dazu das Pferd mit seiner ganzen Schwere und all' dem Schmuck, mit dem es gewöhnlich behangen war, so mußte es für eine Kavallerieabtheilung, wie die König Albrechts war, ein gefährliches Unternehmen sein, hier durchdringen zu wollen. Die armen Pferde, die mit den Vorderfüßen in den Morast sanken, widerstrebten lange und wollten nicht weiter vorwärts gehen, bis die Sporen der Reiter in ihre Seiten drangen. Schnaubend vor Anstrengung, sich aus dem Schlamm zu erheben, nahmen sie dann einen Anlauf, um einen festen Punkt zu erreichen, wo sie wenigstens Grund unter den Füßen fühlten. Allein mancher Reiter kam nicht wieder aus dem Schlamm, sondern blieb darin stecken, durch die heftigen Bewegungen des Pferdes immer tiefer und tiefer sinkend. Andere

Pferde warfen ihre Reiter gewaltsam ab und traten sie im Getümmel für immer in den Morast.

Entsetzlich war der Anblick, welcher sich Albrecht darbot, als dieser sein wackeres Pferd, das sich noch immer aufrecht erhalten und keinen einzigen Fehltritt gethan hatte, auf einige Augenblicke zurückhielt. Von allen seinen zahlreichen Begleitern hatte er nur noch den Herzog Erich, den Ritter Gerdt und den Bischof Rudolph um sich; alle die übrigen und seine gesammte glänzende Reiterei staken im Sumpfe. Von allen Seiten hörte man Jammergeschrei und Klagen; wohin der König blickte, sah er nur Schrecken und Verwüstung. Und dieß Alles ohne einen einzigen feindlichen Schwertstreich.

Albrecht erblaßte. Aber gleichzeitig erschallte das Kriegsgeschrei der Schweden, und wenige Augenblicke darnach drangen die Feinde von allen Seiten auf ihn ein.

Ritter Gerdt hatte kaum den ersten schwedischen Krieger erblickt, als er vom Pferd sprang und mit aller möglichen Schnelligkeit nach der Richtung lief, aus welcher er gekommen war. Vor Schreck wagte er nicht einmal sich umzusehen und vergaß

den König, den Herzog und seine prahlerischen Reden, um seine eigne Person in Sicherheit zu bringen.

Bischof Rudolph bemerkte den panischen Schrecken, der sich des Ritters bemächtigte, sogleich und suchte seine Flucht dadurch zu verhindern, daß er ihn beim Arm ergriff; allein Gerdt riß sich hastig los und ließ in der Hand des Bischofs nichts, als eine Schärpe zurück, die er um die Schulter getragen hatte. Mit einem Blick, der die vollkommenste Verachtung ausdrückte, warf Rudolph die Schärpe von sich und sprach zu Albrecht: — „Siehe, König! Das ist Alles, was von dem Mann übrig ist, der über Deines Sohnes Leben wachen sollte!" —

Bei diesem unerwarteten Anblick fühlte Albrecht das Blut in seinen Adern erstarren. Der Mann, den er so eben zum Ritter geschlagen und auf dessen kräftige Unterstützung er sich bei diesem unglücklichen Angriff verlassen hatte, war nun der Erste, der ihn verließ und dem Heer ein Beispiel gab, das um so gefährlicher war, als es allgemein bekannt war, daß er den ehrenvollen Auftrag erhalten hatte, während des Kampfes nahe bei der

Person des Königs und des Herzogs zu sein. Denn es schien eine ganz natürliche Folge, daß er die Flucht nicht eher ergreifen könne, als bis Alles verloren war. Zu spät fing nun Albrecht an, seine eigne Unbesonnenheit einzusehen. Zwar suchte er die in Unordnung gerathenen Truppen um sich zu sammeln, allein das Geschrei der in den Schlamm geworfenen Reiter und das Feldgeschrei der Feinde, das ihm mit jedem Augenblick näher kam, verschlang seine Stimme völlig. Er sah mit Entsetzen, daß ihm nicht mehr gehorcht wurde, und konnte sich nun nicht länger verbergen, daß die Schlacht ohne Rettung verloren war.

Noch ein Funke von Hoffnung glimmte jedoch in seiner beklemmten Brust: wenn es den Grafen von Holstein und Ruppin gelänge, die beiden Flügel des Feindes zu schlagen, mußten sie den Truppen Erich Kettilssons in den Rücken fallen und dadurch diese zum Rückzug zwingen. In dieser Hoffnung — so schwach sie auch war — wurde er dadurch bestärkt, daß das feindliche Feldgeschrei plötzlich verstummte. Neu belebt strengte er alle seine Kräfte nochmals an, die erschrocknen Soldaten zum Gehorsam zu bringen, wobei er kräftig

von dem Bischof Rudolph unterstützt wurde, der das Kruzifix hoch über seinen Kopf erhob und die Fliehenden mit dem Bannstrahl bedrohte, falls sie nicht stehen blieben und sich um die Person des Königs sammelten. Die Meisten zogen jedoch vor, sich lieber dem Bannstrahl als dem Schwert des Feindes auszusetzen. Nur einige Tapfere hielten an in ihrem Lauf und blieben dem König treu. Aus diesen wurde in der Schnelligkeit eine Schildburg gebildet, an einer Stelle des Gebüsches, wo der Boden ziemlich fest war und gewissermaßen eine Insel mitten in dem umliegenden Sumpf bildete.

Albrecht war sehr niedergeschlagen und äußerte, während er diesen kleinen Trupp ordnete, gegen den Herzog Erich nichts, als die Worte: — „Wollte Gott, Du wärest in Stockholm zurückgeblieben, mein Sohn!" —

Mehr vermochte er nicht zu sagen, denn das schwedische Heer zeigte sich wieder in einiger Entfernung und rückte unerschrocken vorwärts, geführt von dem alten Helden Erich Kettilsson, der häufig bis an den Gürtel im Schlamm wadete, sein hohes

Alter vergessend und nur sein Ziel vor sich im Auge behaltend.

Gewaltig war der Kampf, der nun entbrannte. Die Mannen des Königs waren verhältnißmäßig nur gering an Zahl gegen die Schweden, aber ihre Stellung war so vortheilhaft, daß sie die größere Anzahl der Feinde wohl aufwiegen konnte.

Die Schweden waren genöthigt, ihren Angriff zu machen, während sie mit dem halben Leib im Wasser standen. Sie hatten demnach nicht blos gegen das Schwert des Feindes, sondern auch gegen den schlüpfrigen Fußboden zu kämpfen, und fielen eben so oft durch den Mangel an einem festen Standpunkt, als durch die Schwerthiebe der Feinde. An die Stelle der Gefallnen drängten sich jedoch fortwährend neue Kämpfer vor, welche die Körper der Erschlagnen als Fußboden benutzten und mit einer Wuth kämpften, die manche Lücke in die Reihen der Königlichen machte. So fiel einer nach dem andern von Albrechts Kriegern, aber an die Stelle der Gefallnen traten nicht, wie bei den Schweden, andere Kämpfer, welche das Gefecht fortsetzten. Mit jedem Augenblick verminderte sich

die schon früher schwache Mannschaft und vermochte den Feind nicht länger zurück zuhalten.

Die von Schlamm und Wasser triefenden Schweden stürzten nun mit verdoppeltem Eifer auf das trockne Stück Land, auf welchem die deutschen bisher Stand gehalten hatten. Die Verzweiflung gab den letzteren eine fast übermenschliche Gewalt, in deren Folge die Angreifenden sich mehr als einmal mehrere Schritte zurückziehen mußten; allein diese Anstrengung war die letzte.

Albrecht selbst kämpfte unter den Vordersten und zeigte bei dieser Gelegenheit einen Muth, der auch seinen Gegnern Ehrfurcht einflößte. Er war in Helm und Harnisch gekleidet, wie alle seine Ritter, und diesem Umstand allein hatte er es zu danken, daß er nicht schon längst den unzähligen Schwertstreichen erlegen war, die ihn von allen Seiten trafen. Noch hatte ihn jedoch kein Hieb verwundet, und obgleich sein Arm allmählig zu ermatten begann, so traf doch sein Schwert noch manche feindliche Brust. Ein kräftiger Hieb, den er von hinten über den Helmbusch erhielt, nahm ihm plötzlich die letzten Kräfte. Für den Augenblick wankte er und verlor sein Schwert machtlos aus der Hand.

Als er wieder fest stand, bemerkte er, daß der Riemen, welcher seinen Helm auf dem Kopf festhielt, durch diesen gewaltigen Schlag zerrissen war und bei der ersten Bewegung, die er machte, zu Boden fiel.

Kaum hatte der Bischof Rudolph dieß gesehen, als er zu ihm eilte und bei allen Heiligen bat und beschwor, seine Rettung augenblicklich durch die Flucht zu suchen, da er nunmehr unvermeidlich von den Feinden erkannt werden müßte.

Albrecht zweifelte; als er aber sah, wie Wenige noch von seinen Anhängern übrig waren, so entschloß er sich, dem gehörten Rath zu folgen. Dadurch, daß er sich schnell hinter einige Büsche warf, entging er der ersten Entdeckung, von da aus machte er sich auf dem schlammigen Boden weiter fort, mehr kriechend, als gehend, um von den Kämpfenden, die er hinter sich zurückließ, nicht gesehen zu werden.

So gelangte er nach einer Weile schnellen Laufens, athemlos und geängstigt, mit Schlamm und Blut bedeckt, an einen mit jungen Laubholz bedeckten Hügel, woselbst einer seiner Krieger ausgestreckt auf der Erde lag und nahe daran schien,

seinen Geist aufzugeben. Das Blut strömte von dem Haupt des Verwundeten herab und bedeckte sein Gesicht; aber Albrecht erkannte demungeachtet die wohlbekannten Züge des alten, redlichen und erfahrnen Anführers Tyke Olofsson in ihm.

— „O Alter, Alter, wäre ich doch Deinem Rath gefolgt!" — rief der König mit zitternder Stimme.

— „Dann wäre dieß nicht geschehen, mein König" — erwiederte Tyke; nachdem er diese Worte gesprochen hatte, fiel sein Haupt schwer auf die Brust, und er war nicht mehr.

Albrecht blieb nicht, ihn sterben zu sehen. Er setzte seine Flucht in einer Richtung fort, in welcher er mit großer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen konnte, keine Feinde zu treffen. Alle offnen Plätze vermeidend, auf denen er etwa aus der Entfernung gesehen werden konnte, erreichte er endlich die Grenze des Gebüsches. Er sah bereits die Stelle, wo er vor wenigen Stunden an der Spitze seines glänzenden Heeres schon im Voraus Pläne entworfen hatte, wie er nach erfochtenem Sieg seine Feindin, die Königin Margaretha, demüthigen wollte

Da drang der entsetzliche Ruf in sein Ohr: — „Ergieb Dich, König Albrecht, Du bist mein Gefangener!“ —

Betroffen wandte sich Albrecht zu dem Verfolger und erkannte in ihm Erich Kettilsson, der, mit der Gegend wohl bekannt, in Begleitung einiger raschen Wappner auf einem kürzeren Wege durch das Gebüsch gedrungen war. Ehe der unglückliche König seine schwierige Stellung noch recht fassen konnte, hatten die Wappner sich auf ihn geworfen und ihm das Schwert aus der Hand geschlagen.

Erich Kettilsson befahl sogleich, daß der gefangene Monarch mit aller Milde und Ehrfurcht von seinen Wächtern behandelt werden solle, und gab darauf den letzteren einen Wink, sich mit demselben auf einem Umweg in das schwedische Lager zu begeben. Der Zug setzte sich sofort in Bewegung, der König zwischen den Wappnern, dicht hinter ihm Erich Kettilsson.

Lange wurde von Keinem ein Wort gesprochen. Albrecht war der erste, welcher endlich das Schweigen brach.

— „Welches Schicksal hat meinen Sohn getroffen?“ — fragte er mit zitternder Stimme.

— „Er ist gleich allen Deinen vornehmsten Anhängern in meiner Gewalt“ — erwiederte Erich Kettilsson rauh.

Niedergeschmettert von dieser Nachricht blieb Albrecht stehen, schlug sich verzweifelnd vor die Stirn und rief mit tiefem Schmerz: — „Mein Sohn! Mein Sohn!“ —

Da stellte sich der schwedische Anführer vor ihn hin, kreuzte seine Arme auf der Brust und sah den Gefangnen scharf an.

— „Auch ich bin Vater und habe gelitten, wie Du, o König!“ — sprach er mit Thränen in den Augen. — „Auch ich habe über mein einziges Kind geseufzt, als es in die Gewalt des Feindes gefallen war. Wer hatte damals Mitleid mit dem alten Mann, dessen Herz vor Kummer fast brach? — Sieh diese grauen Haare, sie erbleichten in einer einzigen Nacht! Ich wurde ein Greis vor der Zeit, aber ich schwur einen theuern Eid, mich an den Räubern zu rächen; und diese

Rache hat nun einen von ihnen getroffen. — — — Denkst Du noch an's Kloster Wadstein, Herr König?" —

Die letzten Worte sprach Erich Kettilsson mit erhobener Stimme, indem er Albrechts Arm kräftig faßte. Dieser blickte niedergeschlagen zur Erde und suchte seinen Arm loszumachen; allein Erich hielt denselben fortwährend fest und rief von Neuem: — „Denkst Du noch an's Kloster Wadstein, sprich, denkst Du noch an's Kloster Wadstein?" —

Dieser Augenblick war entsetzlich für den Gefangenen. Es war nicht die wilde Wuth in den Augen des Greises, die Schrecken in seine Brust jagte, nein, es war das erwachende Gewissen, welches ihm Vorwürfe über eine Handlung machte, die er nicht blos gebilligt, sondern sogar durch seine persönliche Mitwirkung unterstützt hatte, eine Handlung, die durch ihre Folgen Einfluß auf sein ganzes übriges Leben übte. Er schauderte bei dem Gedanken, daß er die Krone Schwedens durch seine eigne Unbesonnenheit verloren hatte; aber sein ganzer Körper zitterte bei dem Anblick des alten Mannes, dessen ganzes irdisches Glück er durch die Entfüh-

rung seiner Tochter zerstört hatte. Wie gern hätte er jetzt diese unüberlegte Handlung ungeschehen gemacht.

So langte der Zug im schwedischen Lager an.

Hier empfing Albrecht die Bestätigung seines Unglücks. Sein ganzes glänzendes Kriegsheer war geschlagen, alle seine vornehmsten Heerführer waren zu Gefangnen gemacht worden und eine große Anzahl seiner Deutschen hatten die Lust, nach Schweden herüber zu kommen und ihr Glück zu machen, mit dem Leben gebüßt, wie die Reimchronik sagt:

„Warum haben sie sich hierher gewandt!
Wären sie geblieben in ihrem Land,
Und ließen die Schweden mit ihrem König walten,
So hätten sie Leben und Blut behalten."

Der Rest des Heeres zog sich nach Fahlköping zurück, allein auch dort ließen ihm die Sieger keine Ruhe. Es floh nach allen Seiten hin auseinander und jeder suchte sich zu retten, so gut er konnte. Nur wenige von ihnen waren so glücklich, Stockholm zu erreichen und dort der deutschen Besatzung den betrübten Ausgang von dem Zug des Königs gegen die Feinde mitzutheilen.

Albrecht wurde inzwischen sammt den übrigen Gefangnen auf Erich Kettilssons Befehl unter strenger Eskorte nach Lösöde gebracht, wohin die Königin Margaretha sogleich bei der ersten Nachricht von dem erkämpften Siege geeilt war, um den Siegern entgegen zu kommen. Die Gewalt benutzend, die ihr das Glück gegeben hatte, empfing sie den beklagenswerthen König mit Spott und Hohn.

Eine alte Volksweise erzählt, sie habe ihm zur Strafe dafür, daß er gesagt hätte, er wolle nicht eher wieder eine Mütze auf sein Haupt setzen, als bis er Dänmark gewonnen und bei der Königin Margaretha geschlafen habe, eine hohe Mütze mit einer Schleppe von neun Ellen Länge aufsetzen lassen. Man will sogar behaupten, sie sei unbarmherzig genug gewesen, ihn gebunden an Händen und Füßen eine Nacht in ihr eignes Bett an ihre Seite legen zu lassen.

Mag dieß sein, wie es will; soviel ist gewiß, daß Albrecht, nachdem er viel Hohn von der Königin erduldet hatte, ohne Milde bei ihr und ihrem Hofe zu finden, auf ihren Befehl in das Schloß

Lindholm auf Schonen gebracht wurde, wo er — später zunebst seinem Sohn, dem Herzog Erich — sieben Jahre in strenger Gefangenschaft zubringen mußte, bevor seine unerbittliche Feindin vermocht werden konnte, ihm unter den härtesten Bedingungen seine Freiheit wieder zu geben.

* * *

Capitel XIX.

Die Mützenbrüder.

* * *

Am Abend eines regnerischen und windigen Septembertages, gegen das Ende des Monats langte ein mit Schmutz und Staub bedeckter Ritter am südlichen Thor von Stockholm an und verlangte sogleich eingelassen zu werden. Sein schnaubendes Roß zeigte die Eile, mit welcher er geritten war; und da er außerdem versicherte, daß er wichtige Nachrichten vom König an den Ritter Bernhard, damaligen Stadthauptmann, bringe, so zögerte man nicht, ihn einzulassen.

Der Eilbote gab seinem vor Ermattung halbtodten Pferd die Sporen und hielt es erst an, als er vor Bernhards Thür angelangt war.

Eingelassen zu dem Ritter, der mit seinem guten Freund Alf Grenerot daheim saß, bat er um eine geheime Unterredung mit Bernhard, um ihm Verschiedenes mitzutheilen, was blos für ihn bestimmt sei.

Bernhard entgegnete, daß er vor seinem Freund, dem Bürgermeister, kein Geheimniß habe und daß demnach der Fremde seine Botschaft ohne Besorgniß vor der Anwesenheit einer dritten Person frei heraussagen könne.

— „Wenn es so ist, dann bereite Dich, Ritter Bernhardt" — nahm darauf der Fremde das Wort — „Nachrichten zu hören, welche Dein Herz durchkälten werden. Der König Albrecht ist gefangen und sein ganzes glänzendes Heer geschlagen und zerstreut. Nur Wenige sind dem Schwert des Feindes entkommen, und diese Wenigen sind nach allen Richtungen hin entflohen, ohne Leitung nur an ihre eigne Rettung denkend. Ueberall von den Siegern verfolgt, entgehen sie mit Mühe dem Tod, der ihnen um so drängender auf dem Fuße folgt, als sogar die schwedischen Bauern die Parthei der Sieger ergriffen und sich mit ihnen vereinigt haben, um das arme deutsche Kriegsvolk

ganz und gar zu vernichten. Es wäre ein Wunder, wenn ein Zehntheil von dem Heer des Königs Stockholm erreichte." —

Bernhard verstummte vor Schrecken bei dieser unerwarteten Trauerkunde. Alf dagegen faßte sich schneller und verlangte eine genaue Beschreibung des Kampfes selbst und der Einzelnheiten bei der Gefangennahme des Königs. Der Bote gab diese Beschreibung auf eine Weise, welche bewies, daß er selbst mit eignen Augen gesehen hatte, was er beschrieb. Die Wahrheit seiner Worte ließ sich demnach nicht bezweifeln.

— „Weiß man denn, wohin sich das feindliche Heer nach dem Ende der Schlacht gezogen hat?" fragte Bernhard.

— „Er ist in vollem Marsch auf Stockholm" — versetzte der Bote — „und wenn ich mich in Erich Kettilssons Charakter nicht ganz täusche, so möchte ich behaupten, daß er noch vor dem nächsten Mondwechsel unter den Mauern dieser Stadt sein wird." —

— „Erich Kettilsson!" — rief Bernhard erbleichend.

— „Ich bin von Fahlköpings Ebene weg ohne Aufenthalt geritten" — fuhr der Fremde fort — „um Dich zu warnen, Ritter, damit Du wachsam bist und unserm unglücklichen König wenigstens Stockholm retten kannst." —

— „Habe Dank für Deine Nachrichten" — rief Bernhard mit Heftigkeit — „ich werde allen Nutzen daraus zu ziehen wissen. — — — Du sagtest, das ganze Heer sei geschlagen und zerstreut?" —

— „Ja." —

— „Und die deutschen Krieger, welche übrig geblieben sind, haben keinen Anführer?" — fuhr er fort zu fragen — „und es ist keine Hoffnung, daß sie sich wieder sammeln und dem Feind die Spitze bieten können?" —

— „Ich habe es gesagt und wiederhole es, daß jeder Widerstand von einer Hand voll Soldaten vergebens ist." —

— „Und der König Albrecht ist wirklich gefangen?" —

— „Das ist er; und nach Dem, was das Gerücht verkündigt, ist er bereits in Lödöse, wo ihn die Königin Margaretha erwartet." —

— „Es ist gut“ — sprach Bernhard — „ich werde darnach handeln.“ —

Der Bote verließ das Zimmer.

Sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, ergriff Bernhard die Hand des Bürgermeisters und rief heftig: — „Du hast mein Wort. Ich komme!“ —

— „Du versprichst es?“ — fragte Alf zweifelnd.

— „Ja, ich verspreche es.“ —

— „Und zu welcher Zeit kommst Du?“ —

— „Um Mitternacht, Schlag zwölf Uhr.“ —

— „Ich werde die übrigen Brüder davon benachrichtigen“ — versetzte Alf und eilte davon mit Augen, in denen sich die Freude deutlich malte.

Einige Stunden später waren die beiden Freunde in Folge der eben erwähnten, bei Bernhard getroffenen Uebereinkunft wieder zusammen.

Jener Theil der nördlichen Vorstadt, welcher jetzt den Namen Blasiusholm führt, wurde in früherer Zeit Käpplingeholm genannt. Weshalb er diesen Namen erhalten hat, ist nicht mit Gewißheit bekannt; man weiß nur, daß er damals eine

Insel bildete, die von dem übrigen Theil der nördlichen Vorstadt durch einen schmalen Strom getrennt war, welcher der Näckestrom hieß und von dem jetzigen Blasiusholmhafen durch die kleine Gartengasse am Packplatz vorbei bis an die Ladugardsbucht ging.

Diese Insel wurde lange für die Bedürfnisse der Flotte benutzt und hatte an ihren Ufern mehrere Lagerplätze, welche der Krone zugehörten. Aber außer den Schuppen, die auf diesen Plätzen errichtet worden waren, fanden sich nur wenige Häuser auf der Insel, die überall mit Gras bewachsen war und aus mehreren kleinen, dicht an einander liegenden Hügeln bestand, deren höchster Punkt am östlichen Ende des jetzigen Blasiusholm-Marktes befindlich war.

Ungefähr auf diesem Punkte stand ein einzelnes hölzernes Haus, das schon vor langer Zeit erbaut sein mußte. Wozu dasselbe anfangs bestimmt gewesen war, wußte man nicht. Es war ohne Fenster oder ähnliche Oeffnungen und glich eher einem Magazin als einem Wohngebäude; auch die innere Einrichtung zeugte davon, daß hier keine Menschen wohnten. Dach und Wände waren in

ihrem ursprünglichen Zustand, überall waren die nackten Balken ohne Breterverschlag sichtbar. Der Fußboden war zwar mit Bretern belegt, allein diese waren so wenig befestigt und hatten so große Zwischenräume, daß kleine und schmale Füße in Gefahr geriethen, dazwischen stecken zu bleiben. Eine Feuerstelle war nirgends sichtbar, nur in einer Ecke des Gemachs gab es einige ausgehöhlte, über einander gelegte Steine, die berußt und voll Kohlen und Bränder waren. Sie bezeugten zwar, daß hier Feuer angezündet worden war, da es aber für den Rauch keinen andern Ausgang, als die Thür gab, so schien es wahrscheinlich, daß man dieses Feuer nicht zur Erwärmung des Zimmers angezündet, sondern das Gemach als Badestube benutzt hatte. Außer einem großen Tisch und zwei Bänken, sämmtlich ohne Anstrich, waren keine Möbeln darin.

In diesem Hause versammelte sich gegen Mitternacht auf geheimnißvolle Weise ein Haufen von Männern, die in mehreren Booten von verschiedenen Seiten her aus der Stadt auf die Insel kamen. Diese Leute waren alle in große Mäntel gehüllt und hatten die Hüte tief in die Gesichter

gedrückt. Wenn sie landeten, sahen sie sich verstohlen um, ehe sie sich den Hügel hinauf wagten; und wenn sie sich dann auch überzeugt hatten, daß sich kein ungehöriges Wesen in der Nähe zeigte, so bewegten sie sich doch mit der größten Vorsicht und fast kriechend vorwärts, damit ihre Bewegungen nicht entdeckt würden, falls zufällig ein fremdes Boot am Ufer entlang führe.

Sobald mehrere Personen im Hause zusammen waren, wurden Lichter angezündet und auf den Tisch gesetzt, wobei man jedoch die Thür so sorgfältig verschloß, daß kein Lichtschein hindurch schimmern und das Dasein der Versammelten verrathen konnte. An mehreren Stellen des Ufers wurden Posten ausgestellt und mit Pfeifen versehen, die es mit gellenden Tönen anzeigten, wenn sich eine ungehörige Person in der Nähe zeigte.

Es war noch nicht zwölf Uhr Nachts, als sich wieder ein Boot dem Ufer näherte. Zwei Personen verließen dasselbe und sprangen ans Land, wo sie von den ausgestellten Posten mit verhaltenem Hurrahruf empfangen wurden. Mit derselben Vorsicht, wie die übrigen, krochen auch diese Beiden unter tiefem Schweigen, das nur dann und

wann durch die unter ihren Füßen knirrschenden Steinchen unterbrochen wurde, den Hügel hinan.

Diese beiden waren Ritter Bernhard und Alf Grenerot; und diejenigen, welche sich im Hause bereits versammelt hatten, waren die Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, welche vor kurzer Zeit errichtet worden war, und deren Zweck und Pläne wir in der Kürze erwähnen wollen.

Der alte Haß, welcher durch Albrechts unverständige Partheinahme für seine Landsleute zwischen den Schweden und Deutschen entstanden und nur durch die Gegenwart des Königs an einem gewaltsamen Ausbruch gehindert worden war, hatte sich Luft gemacht, sobald Albrecht Stockholm verlassen hatte. Die deutsche Besatzung, welche zurückgeblieben war und Bernhard zum Hauptmann erhalten hatte, bestand vorzüglich aus einem Haufen zügellosen Volkes, das nur an Raub dachte. Alle Nächte streiften diese nichtsnutzigen Menschen auf den Straßen herum und beunruhigten die friedlichen Bürger durch Wort und That. Da diese Gewaltthätigkeiten dann und wann auf Widerstand stießen, so zogen die Deutschen vor, sich förmlich dazu zu rüsten und auf diese Weise ihr Plündern

fortzusetzen, ja sogar auf den Straßen zu morden. Die gemeinsame Gefahr von Seiten der aufgeregten Schweden, welche sich zur Wehr setzten, veranlaßte die Deutschen, sich zusammen zu schaaren und ihre Bluttthaten in großen Haufen auszuführen. Auf diese Weise entstand bei ihnen zuerst der Gedanke an eine Verbrüderung, die gemeinsam und nach gegebenen Vorschriften handeln sollte. Ungefähr einhundert und siebzig der wildesten Deutschen schlossen diese Verbrüderung und legten einen heiligen Eid ab, einander bis zum letzten Blutstropfen gegen die „Verräther" — so wurden die Schweden genannt — zu vertheidigen.

Die Existenz dieses Bundes blieb nicht lange ein Geheimniß für Bernhard; allein er that nichts, um den Uebeln zuvorzukommen, die dadurch unvermeidlich entstehen mußten. Er selbst theilte die Ansichten, welche der Bund zu hegen schien, und war übrigens mit allen Mitgliedern desselben viel zu sehr befreundet, als daß er gegen sie hätte auftreten wollen. Allein so lange Albrecht noch König in Schweden war, wagte Bernhard nicht, sich offen für eine Gesellschaft zu erklären, deren Wahlspruch Mord, Brand und Plünderung war.

Anders wurde das Verhältniß, als die Nachricht von der Gefangennahme des Königs kam. Nunmehr brauchte er Albrecht, der ihm in den Tagen seiner Macht mehr Gunst, als irgend einem andern Unterthan erwiesen, dabei aber gleichwohl Respect eingeflößt hatte, nicht zu fürchten. Albrechts strenges Verbot, kein Haar auf den Häuptern der verhaßten schwedischen Bürger zu berühren, hatte seinen Arm gelähmt; jetzt standen seiner Vereinigung mit dem geheimen Bund keine weiteren Bedenken entgegen. Der Grund, durch den Alf Grenerot ihn oft zur Theilnahme daran zu bestimmen gesucht hatte, war vorzüglich die Nothwendigkeit einer concentrirten Selbstvertheidigung für die Deutschen; allein dieser Grund war es nicht, der ihn gegenwärtig veranlaßte, an der Verbrüderung Theil zu nehmen. Er hatte größere und weiter ausgedehnte Pläne, die — von seiner Eitelkeit entworfen — auf nichts Geringeres hinausliefen, als sich selbst zum unabhängigen Beherrscher der Stadt zu machen. Dieß konnte er ohne die Unterstützung aller seiner Landsleute nicht erreichen, letztere aber wollten ihm ihren Beistand nicht gewähren, ohne daß er die Gewaltthätigkeiten, welche

sie tagtäglich verübten, guthieß und theilte. Uebrigens wußte er recht gut, daß er durch sein hartes und ungerechtes Benehmen sich bereits so viele Feinde unter der schwedischen Bevölkerung gemacht hatte, daß er, falls die Stadt aller Wahrscheinlichkeit nach von dem sieggekrönten Kriegsheer der Königin belagert werden sollte, nur auf Verrath von Seiten der Bürgerschaft rechnen konnte. Die Vorsicht gebot ihm jedoch, nicht offen mit den schwedischen Bürgern zu brechen, sondern eine passende Gelegenheit abzuwarten, die Macht mit einem Mal an sich zu reißen und diejenigen zu erschrecken, die nicht mit seinen Ansichten übereinstimmten. Bis dahin wollte er sie durch die feierliche Erklärung einzuschläfern suchen, daß er sein Blut für ihren rechtmäßigen König, für dessen Rechnung die Stadt und das Schloß befestigt werden sollte, vergießen werde. Er kannte den schwedischen Volkscharakter genug, um mit Sicherheit darauf zu bauen, daß die Schweden männlich genug für seine Sache kämpfen würden, wenn es ihm nur gelänge, sie zu überzeugen, daß er Stockholm für den König aber für keinen andern vertheidigen wolle. War er dann nur vor den Belagerern sicher, so glaubte

er seinen lange gehegten Mordplan gegen die schwedischen Bürger ohne Besorgnisse ausführen zu können.

Das waren die Gesinnungen des Mannes, dessen Eintritt in die versammelte Gesellschaft mit dem lautesten Beifallsgeschrei begrüßt wurde.

— „Willkommen unter uns, edler Ritter!" — rief Henning von der Dolles.

— „Du findest hier blos treue Freunde, die alle nach einem und demselben Ziel streben: — die Macht und das Ansehn unsers großen Königs in diesem undankbaren Land aufrecht zu erhalten." —

— „Ja, Ritter, hier stehst Du blos Landsleute um Dich" — fiel Alf ein — „Landsleute, die gleich Dir Jahre hindurch Unrecht aller Art von diesen Schweden erlitten haben, welche neidisch und heimtückisch nur eine passende Gelegenheit abwarten, um ein Blutbad unter den Deutschen anzurichten, entsetzlicher, als es die Geschichte aufweisen kann. Nur die Nothwendigkeit ist es, die uns an unsere Selbstvertheidigung zu denken zwingt, die uns gezwungen hat, diese Verbrüderung zu bilden. Tritt zu uns und werde einer der Unsern, so schwöre ich Dir bei Gott und allen Heiligen,

daß Du eine mächtige Stütze in diesen tapfern Männern finden sollst, die blos einen Wink von Dir erwarten, um ihr Schwert aus der Scheide zu ziehen!" —

— „Ich danke Euch, Freunde, daß Ihr mich einladet, an einem Bund Theil zu nehmen, der aus so vielen edeln und tapfern Männern besteht" — erwiederte Bernhard. — „Niemand hat mehr als ich über das Unrecht geseufzt, das meine Landsleute haben erleiden müssen, seitdem sie nach Schweden gekommen sind. Kann die Genugthuung für diesen Schimpf durch Euern Bund erreicht werden, so bin ich bereits einer Eurer eifrigsten Mitbrüder." —

— „Wenn es so ist" — unterbrach ihn Hans Grönolve — „so fordern unsere Statuten, daß du auf die heilige Schrift einen Eid ablegst, nichts von dem zu offenbaren, was Du hier hörst und siehst, so gern Du selig werden willst?" —

— „Keine Narrheiten, mein lieber Hans!" — rief Bernhard mit donnernder Stimme. — „Laßt Diejenigen einen Eid ablegen, die ihrer Zunge keine andere Fessel anzulegen wissen, bei mir ist das nicht nothwendig und ich beabsichtige auch nicht, mich

einer so lächerlichen Förmlichkeit zu unterwerfen, die nur für Weiber, nicht für Männer erdacht ist. — Ein Eid! — Ritter Bernhard, der Schloß- und Stadthauptmann von Stockholm, soll einen Eid darauf ablegen, daß er nicht ausplaudern will, was er schon seit mehreren Monaten gewußt hat und was er tausendmal hätte entdecken können, wenn er gewollt oder wenn es mit seinen Plänen übereingestimmt hätte! Ein Eid! Hahaha!" —

Bei diesen Worten sah die Versammlung überrascht aus; allein Alf Grenerot, der aus Bernhards Weigerung, den Eid abzulegen, eine Scene befürchtete, beeilte sich hinzu zu fügen: — „Ich sehe sehr wohl ein, daß der Ritter, der hier in Stockholm an des Königs Stelle und in des Königs Namen steht, nicht gut einen Eid gegen Personen ablegen kann, die gegenwärtig eigentlich seine Unterthanen sind. Uebrigens kennt Jedermann den Ritter Bernhard; Jedermann weiß, daß derselbe hält, was er versprochen hat. Lasset uns daher nichts weiter, als sein Versprechen fordern, unsere Angelegenheiten geheim zu halten." —

— „Ein solches Versprechen gebe ich gern, denn von diesem Augenblick an ist Eure Sache

die meinige" — nahm Bernhard das Wort. — „Sagt mir nur, wer der Führer Eures Bundes ist!" —

Darauf erwiederte Hennig von der Dolles: — „Um Niemandes Rache zu nahe zu treten, sind wir übereingekommen, daß der Anführer jedesmal nur auf eine Woche gewählt wird. Heute Abend wird eine neue Wahl stattfinden, da ich, der ich in der letztvergangnen Woche den Befehl geführt habe, selbigen nun meinem Nachfolger überlasse."

— „Eine solche Uebereinkunft ist unverständig" versetzte Bernhard — „denn was kann denn in Zeit von einer Woche auch der tüchtigste Anführer Gutes ausrichten? Nur durch unbeschränkte Macht kann hier auf der Erde etwas Großes ausgerichtet werden. Gebt Euerm Anführer volle Gewalt, in Euerm Namen zu handeln und zu wirken, so wird Euer Bündniß auch Erfolg haben. Geschieht das nicht, so wäre es weit besser, wenn Jeder von Euch ruhig nach Hause ging und abwartete, bis er von den rachsüchtigen Schweden ermordet wird." —

— „Ritter Bernhard hat recht" — ließ sich Alf vernehmen. — „Ein Anführer muß auf

Lebenszeit gewählt werden und unbeschränkte Gewalt haben. Wer das nicht will, erhebe sich und verlasse unsern Bund!" —

Niemand antwortete auf diese Aufforderung, und als Henning denselben Vorschlag wiederholte, ohne daß eine Erinnerung dagegen gemacht wurde, galt er für angenommen.

Nun sollte die Wahl eines neuen Anführers erfolgen. Dieß geschah in der Art und Weise, daß der abtretende Anführer die Namen der Mitglieder einzeln nannte, so daß zwischen jedem Namen langsam bis funfzig gezählt werden konnte. Erhob sich bei der Nennung eines Namens keine Stimme zum Zeichen des Beifalls, so wurde der Träger dieses Namens als nicht gewählt betrachtet. Dasselbe galt, wenn sich nur eine einzige oder wenige Stimmen bei Nennung eines Namens erhoben. Erhoben sich aber die meisten Stimmen, wurde mit den Schwertern an die Schilde geklirrt, so war dieß ein Zeichen, daß die genannte Person Beifall gefunden hatte und also zum Anführer ausersehen war.

Henning nannte nun alle Mitglieder nach der Reihefolge, in welcher sie in den Bund getreten

waren, und ließ natürlich den Namen Bernhards, als des jüngsten Mitglieds, bis zuletzt. Bei mehreren Namen erhoben sich einzelne Stimmen, allein dieß galt nicht für ein so allgemeines Beifallszeichen, um den Genannten zu einem so allgemeinen Ehrenposten zu berufen. So kam man endlich bis zu dem Namen Bernhards, ohne daß eine Wahl erfolgt war.

Der Name Bernhards war kaum über Hennings Lippen gekommen, als Alf Grenerot, Albrecht Westphahl, Hans Grönolve und mehrere Andere zu lärmen und mit ihren Schwertern zu klirren anfingen. Die Uebrigen, welche sich ebenfalls bei dem mächtigen Ritter angenehm machen wollten, folgten diesem Beispiel, und bald war das Rufen allgemein.

Henning erklärte darauf, daß Bernhard zum Anführer der Verbündeten gewählt sei und diese Stelle bekleiden könne, so lange er wolle.

Mit einer Miene, welche große Zufriedenheit über den Ausgang der Wahl ausdrückte, trat Bernhard vor an den Tisch und empfing von Henning einen kurzen, schwarzbemalten Stab, den dieser als

ein Zeichen seiner Würde an einem schwarzen Band am Halse trug. Das eine Ende des Stäbchens war wie ein Beil geformt, das andere glich einem Todtenschädel.

— „Die Würde, die Ihr mir übertragen habt" — sprach Bernhard — „nehme ich um so lieber an, als ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen wahrscheinlich der Einzige bin, der Euch Alle vor der entsetzlichen Blutrache schützen kann, welche die Schweden Euch zudenken. Ein Haß, wie ihn die Bürger Stockholms gegen Euch hegen, muß früher oder später in offne Fehde zwischen den Eingebornen des Landes und den Fremden ausbrechen. Ihr seid zu weit gegangen, um jetzt umkehren zu können. Der Schwede verzeiht ein erlittenes Unrecht nie. Er duldet lange und viel, aber der Tag wird kommen, an welchem Ströme von Blut die Straßen der Stadt erfüllen werden. Möge dann das Blut, welches fließt, nicht das Eurige sein! Verlaßt Euch nicht auf Eure Stärke und auf Eure Waffen; sie vermögen beide wenig ohne blinden Gehorsam, Einigkeit, Schweigen, List und einen geschickten Anführer. Die Bürger haben

die Uebermacht für sich, und damit können sie in der Raserei jeden Deutschen niedermachen, der sich innerhalb der Stadtmauern befindet. Ich bin der Meinung, daß unser Leben in diesem Augenblick an einem Faden hängt, den das kleinste Kind ohne Mühe durchschneiden könnte. In mehr als einer Hinsicht sind wir jetzt alle Brüder, verpflichtet, einander zu helfen und zu unterstützen. Wir sind uns selbst überlassen und können von Niemand innerhalb der Grenzen dieses Landes Beistand erwarten. Der König ist geschlagen und liegt in Fesseln in der Gewalt der Königin Margaretha. Das ganze Heer ist zerstreut und auf der Flucht. Der durch seinen Sieg stolze Feind ist im Anzug gegen Stockholm, um gemeinschaftlich mit den unzufriedenen Bürgern gegen uns zu wirken. Man wird unsere Häupter fordern, und wehe uns, wenn wir dann nicht bereit sind, die Feinde zu empfangen, wie es tapferen Männern geziemt!" — — —

Bernhard machte hier eine Pause, als wollte er sich an dem Schrecken weiden, den die Nachricht von dem Unglück des Königs und die traurige Schilderung ihrer eigenen Lage seinen Zuhörern eingejagt hatte. Nach kurzem Schweigen fuhr er fort:

— „Noch kann sich jedoch Alles ändern. Das Schloß von Stockholm ist wohl befestigt und kann eine schwere Belagerung aushalten, bevor wir an Flucht zu denken brauchen. Unterdessen müssen wir auf Entsatz bedacht sein, und diesen werden uns die Hansestädte mit Vergnügen gewähren. Ein Bote von mir wird sich unverzüglich in dieselben begeben und in unserm Namen die unerschrocknen Krieger zu uns einladen, die unter dem Schutz der Hansa auf allen Meeren herumschwärmen *). Mit ihnen verbunden können wir den Heeren der Königin die Spitze bieten, wären dieselben auch zehnmal so stark, als sie jetzt sind." — — —

Er schwieg und fuhr nach einigen Minuten abermals fort:

— „Aber noch ein Wort, ehe wir auseinander gehen. Die gemeinsame Gefahr hat uns zu Brüdern gemacht, die sich verbunden haben, einander

---

*) Diese Seeräuber, welche später lange Jahre hindurch die schwedischen Küsten verheerten und mit Mord und Brand weit hinein in den Målarsee drangen, erhielten den Namen Vitalianer oder Vitalienbrüder, weil sie damals Stockholm mit Lebensmitteln versahen.

zu vertheidigen. Aber zur Zeit der Noth ist es vielleicht schwer, den Feind vom Freund zu unterscheiden. Wir müssen also ein übereinstimmendes Kennzeichen für alle Brüder haben, und ich schlage vor, daß dieses Kennzeichen in einer Kopfbedeckung bestehe, die uns vor andern Menschen auszeichnet.“ —

Bei diesen Worten nahm er seine Mütze ab, wandte dieselbe um, so daß das Futter auswärts kam, und setzte sie wieder auf.

— „Die stolze Königin der Dänen“ — sprach er — „hat den Anhängern des Königs Albrecht einen Spitznamen gegeben, über den wir uns bisher geärgert haben. Dieser Name soll künftig eine Auszeichnung für jeden tapferen Mann sein. Von diesem Tage an bin ich ein Mützenbruder!“ —

— „Auch ich nehme diesen Namen an!“ — rief Alf, indem er seine Mütze ebenfalls umwandte, wie Bernhard vorher gethan hatte.

Die Uebrigen folgten diesem Beispiel, und so wurde dieser Name zugleich als Kennzeichen der ganzen Brüderschaft angenommen.

— „Nun lebt wohl für diese Nacht!“ — sprach Bernhard, indem er den Stab über sein Haupt erhob. — „Wir treffen uns nach sieben Nächten in diesem Gemach wieder. Bis dahin Schweigen, unverbrüchliches Schweigen!“ —

Die letzten Worte sprach er mit dumpfer Stimme und löschte zugleich das auf dem Tisch stehende Licht aus, so daß das Zimmer plötzlich ganz dunkel wurde.

Lautes Schwertergeklirr folgte diesem Beginnen, worauf man sich unter tiefem Schweigen trennte. Die Boote füllten sich wieder mit den geheimnißvollen, dunkeln Gestalten und bald gab es kein lebendes Wesen weiter auf dem öden Käpplingeholm.

Im Lauf des folgenden Tages besuchte Bernhard seine Gefangne wieder. Seine finstere Stirn verkündigte nicht viel Gutes, und die Worte, mit denen er sie gleich bei seinem Eintritt begrüßte, vermehrte die Besorgniß, die sein Anblick in ihr erregt hatte.

— „Der Tag ist endlich nicht mehr fern, an dem ich Dich zum Altar führen darf, schöne Braut“

— sprach er mit Kälte und Gleichgültigkeit zu ihr. — „Ein grausames Schicksal hat diese für mein Glück so nothwendige Verbindung schon allzulange hinausgeschoben. Jetzt steht unserer Vermählung kein Hinderniß weiter entgegen."

— „Das Hinderniß, welches entgegengestanden hat, bleibt stets dasselbe" — entgegnete Elisif mit Würde. — „Was Gott verbietet, kann der Mensch nicht erlauben." —

— „Wenn es wirklich der Fall wäre, daß der Mensch ein Verbot nicht aufheben könnte, das — wie Du denkst — von Gott selbst herrührt, wie ist es dann möglich, daß der heilige Vater in Rom, der ja auch nur ein Mensch ist, alle Bande lösen und einer Nonne erlauben kann trotz ihres abgelegten Gelübdes in den Stand der Ehe zu treten?" —

— „Der heilige Vater kann das thun, denn er ist der Statthalter des Erlösers auf Erden; aber er ist zu groß und zu edel, um eine Nonne ungestraft aus ihrem heiligen Asyl rauben zu lassen. Noch weniger wird er jemals seinen Beistand dazu hergeben, eine Verbindung zu lösen, die sogar der Tod nicht zu vernichten im Stande ist." —

— „Glaubst Du, daß er Dich von Deinem Gelübde nicht entbinden kann?“ — rief Bernhard hohnlachend. — „Hahaha! Er hat es schon gethan!“ —

— „Unmöglich! Das glaube ich nicht, und wäre es auch mein eigener Vater, der mir dieß sagte!“ —

— „Wirklich! — Aber wenn ich Dir nun die päpstliche Bulle zeige?“ —

— „Giebt es eine solche, so ist sie falsch!“ —

— „Weib! Du wagst viel in Deiner Keckheit“ — unterbrach sie Bernhard, schäumend vor Zorn. — „Mir zu trotzen, hat schon Manche Deines Geschlechtes vor Dir bittere Thränen gekostet. Du hast Dich lange genug meinem Willen widersetzt, während ich blos zu befehlen brauchte, um Dich wie eine elende Leibeigene zu meinen Füßen zu werfen. Aus Achtung gegen Deinen Vater und — ja, ich leugne es nicht — aus Liebe zu Dir habe ich die Macht, die ich in meiner Hand habe, nicht benutzen wollen, sondern mich der Hoffnung überlassen, daß die Zeit Deinen harten Sinn mildern werde.“ — — —

— „Und das nennst Du Liebe zu mir?" — unterbrach ihn Elisif. — Ist das die Liebe, welche die Kinder der Erde so sehr preisen, wie wenig beneidenswerth ist sie dann in meinen Augen!" —

Durch diese Antwort noch mehr gereizt rief nun Bernhard:

— „Nun wohl! So sollst Du Dein Schicksal erfahren! Binnen hier und zehn Tagen wirst Du, mit oder ohne Deinen Willen in der St. Nicolaikirche öffentlich mit mir getraut. Bereite Dich dazu, schmücke Dich mit allem Glanz, den Dein reiches Erfindungsvermögen ersinnen kann, aber suche nicht einer Ceremonie zu entgehen, die ich wahrhaftig für unnöthig halte, die aber unsere Kirche fordert und die ich deshalb respektire. Daß Du meine Gattin werden mußt, wirst Du nun wohl einsehen. Ich bin nicht länger Ritter Bernhard, der Unterthan und Diener des Königs Albrecht; ich bin jetzt mehr, ich bin weit mächtiger, als der König Albrecht selbst ist, und trotze — — sogar dem Himmel, wenn es gilt!" —

— „Halt ein, Ruchloser! Das heißt Gott verhöhnen!" —

— „Du kennst nun meinen Willen, Elisif" — fuhr Bernhard nach einigen Augenblicken fort. — „Nach zehn Tagen bist Du mein, der Papst mag seine Absolution dazu gegeben haben oder nicht!" —

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

* * *

Capitel XX.

Die Zusammenkunft.

Die Verachtung, womit die Deutschen, insonderheit die Mützenbrüder, die Bürger der Stadt Stockholm behandelten, mußte früher oder später den gerechten Unwillen der letzteren erregen. Kein Tag ging vorüber, ohne daß das Gerücht irgend eine neue Unthat der wilden Fremdlinge verkündete, und glücklich waren Diejenigen Bürger, welche den Uebelthätern nur mit Stößen oder Schlägen entkamen. Mancher blutige und zerfleischte Körper wurde als Zeichen ihres zügellosen Gebahrens auf den Straßen gefunden. Bald durfte sich der friedliche Bürger gar nicht mehr allein nnd ohne Waffen außerhalb seines Hauses zeigen; und wenn das Dunkel des Abends hereinbrach, so mußte wirklich

eine dringende Nothwendigkeit vorhanden sein, um Jemand zu bewegen, seine Wohnung zu verlassen. Allein auch die eigne Wohnung war nicht immer sicher vor Gewalt. Die Geschichte jener Zeit meldet, daß die Deutschen in die Häuser derjenigen einbrachen, welche wegen ihrer schwedischen Gesinnungen übel angeschrieben waren, und daß mehr als ein Hausvater von Gattin und Kindern weggerissen wurde, um im vollen Sinne des Wortes vor seiner Thür geschlachtet zu werden.

Da war großer Jammer in Schweden zu sehn,
Wohin man wollte reiten und gehn,
Wohin man sah und sich wandte,
Da war der Feind bei der Hande.

Das Reich war in gar großer Noth,
Ein Bruder schlug den andern todt,
Der Sohn hob gegen den Vater die Hand,
Nach Recht und Gesetz da fragte Niemand.

So sagt die alte Reimchronik, und nichts giebt Anlaß zu dem Argwohn, daß diese Schilderung nur im Mindesten übertrieben sei.

Die Schweden beklagten sich oft über Gewalt, aber die Bürgermeister, welche größtentheils Deutsche waren und von Alf Grenerot geleitet wurden, gaben ausweichende Antworten und machten nie einen

Versuch, das Unrecht, das mit jedem Tage zunahm, zu hemmen. Der redliche Bürgermeister Brun verfocht vergebens die Sache seiner gedrückten Mitbürger; er gewann durch seine Bemühungen nichts, als daß er sich selbst der deutschen Parthei im Rathe noch verhaßter machte und eine Gefahr über seinem eignen Haupt zusammenzog, die er von seinen Landsleuten abzuwenden nicht im Stande war.

Die Klagen vermehrten sich jedoch auf eine Weise, die sogar Alf Grenerot zu beunruhigen begann. Er befürchtete, und zwar mit Recht, daß ein allgemeiner Aufruhr in der Stadt ausbrechen könnte, wenn die Gemüther nicht durch Versprechungen und schöne Worte beruhigt würden. Er überredete darum seine Kameraden, das Volk zu einer Versammlung in der St. Gertrud-Gesellschaftsstube *) zusammen rufen zu lassen, um gemeinschaftlich zu be-

*) Die St. Gertrud-Gesellschaftsstube befand sich auf dem Platz, den jetzt die deutsche Kirche einnimmt, deren Grundmauern größtentheils von den Resten dieser früheren Gesellschaftsstube herrühren. Ihren Namen hat sie von einer Heiligen, die im Jahre 600 lebte.

rathen, was zur Erhaltung der allgemeinen Sicherheit in der Stadt zu thun sei.

Dieser Versammlung wohnte eine so große Menge Volkes bei, als der Raum gestattete. Viel wurde hier von der unerhörten Gewalt gesprochen, die an friedlichen Bürgern begangen würde; eine Uebelthat nach der andern wurde hervorgezogen, um das blutige Sündenregister zu vermehren, und nach langer Ueberlegung schlossen beide Partheien einen Vergleich, durch den man die Schweden wenigstens für den Augenblick zu beruhigen hoffte. Niemand sollte künftig übel sprechen dürfen von Herren und Fürsten, Frauen und Jungfrauen, Rittern und Knappen, Städtern oder wer er sonst sein möge. Schweden und Deutsche machten sich verbindlich, in brüderlicher Freundschaft zusammen zu leben.

Die Bürger gingen nach Hause, keineswegs zufrieden mit dem Erfolg dieser Zusammenkunft. Die Uebelthäter waren nicht bestraft, und denen, welche gelitten hatten, war keine Genugthuung für das Vergangne angeboten worden. Es war wohl recht gut, daß die Deutschen versprochen hatten, ihre Gewaltthätigkeiten zu unterlassen; aber konnte man

denn ihren Worten und Versprechungen trauen? — Was hat das wohl zu bedeuten? —

So fragten sich die Bürger Stockholms bei ihrer Heimkehr unter einander. Aber die Antworten auf diese Fragen stimmten nicht ganz mit dem friedlichen Inhalt des Vergleichs überein; und das war kein Wunder, wenn man an all' das Unrecht dachte, was die Schweden hatten erdulden müssen. Allein damit die Fremden in dem Verhalten der Bürger keine Veranlassung zu neuen Unthaten fänden, beschlossen die letzteren, dem in ihrer Brust grollenden Mißvergnügen auf keine Weise Luft zu machen.

So glimmte das Feuer unter der Asche. Nur ein Luftstoß war nöthig, um es zur hellen Flamme anzufachen. Da kam die Schreckensnachricht in die Stadt, daß der König Albrecht geschlagen und der siegreiche Feind bald vor den Mauern Stockholms zu erwarten sei, um das Schloß einzunehmen und die Stadt zu zerstören. Die Deutschen, welche im Fall der Annährung des feindlichen Heeres Verrätherei von Seiten der Bürger befürchteten, hatten nämlich das Gerücht verbreitet, daß die Königin Margaretha beschlossen habe, Stadt und Schloß

Stockholm durch Feuer zu vernichten und den Pflug über die rauchenden Ruinen zu führen. Der Schrecken war groß, und man beschloß in größter Eile eine Deputation nach Södertelje, wo damals der Reichsrath versammelt war, abzusenden und um Vermittelung des Reichsraths zu bitten, damit der Feind Stockholm nicht näher rücke.

Vier Mitglieder des Raths wurden als Deputirte gewählt, Alf Grenerot, Albrecht Westphahl, Hans Grönolve und Peter Alänning, von denen nur der letztere ein Schwede war. Sie wurden mit Vollmacht versehen, mit dem Feind zu verhandeln und der Stadt die besten Bedingungen zu verschaffen, welche die Umstände gestatten würden. Ihrer Sicherheit halber sandte der Rath zwei Personen ab, Sigge Brun und Simon Djekne, die ihnen zur Begleitung dienen sollten und den Geleitsbrief bei sich führten.

Bevor diese Deputirten die Stadt verließen, um nach Södertelje abzureisen, hielten die drei deutschen Bürgermeister mit Bernhard und einigen andern der bedeutendsten Mützenbrüder eine Berathung auf dem Schlosse.

— „Geht alle Bedingungen ein, außer der Uebergabe des Schlosses und der Stadt" — sprach Bernhard beim Abschiednehmen. — „Sollte jedoch Peter Alänning der Ansicht sein, daß auch diese Bedingung angenommen werden müsse, so muß er mit dem Leben für eine Gesinnung büßen, die gegen unsere Interessen streitet." —

— „Gut, ich verstehe" — murmelte Westphahl, indem er mit den Fingern auf seinem dicken Bauch trommelte.

— „Lehrt den Wolf das **Pater noster**, er wird demungeachtet nach dem Lamm rufen" — setzte Grönolve spöttisch hinzu.

— „Was meinst du mit diesem Sprüchwort, mein lieber Hans?" — fragte Bernhard.

— „Daß Du Dich stellen magst, wenn Du willst, Du bleibst im Grunde doch immer derselbe Bernhard, den ich vor sechs Jahren in Bremen kennen lernte, wo Du damals gerade keine große Rolle spieltest, aber" — — — Still damit, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" — unterbrach ihn Bernhard hastig. — „Ich will mit Deinen Witzen gern Nachsicht haben, so lange sie sich um die Gegen=

wart drehen; aber versuche nicht, damit auf Vorfälle anzuspielen, die du jetzt vergessen mußt." —

— „Na na! Ich meinte es nicht böse" — erwiederte Grönolve. — „Ich kann wohl schweigen, wenn es nöthig ist, aber dann hättest Du mir sagen sollen, daß ich nicht von jener Geschichte reden soll, von der Du wohl weißt" — — Bernhard ließ ihn nicht ausreden, sondern brach jede weitere Unterhaltung ab und nahm Abschied von den drei Deputirten.

Diese reis'ten mit Peter Alänning, einem ältlichen Mann von offnem und redlichen Ansehn und von festem bestimmten Charakter, ab. Er stand bei seinen Landsleuten in hohem Ansehn und war erst kürzlich in den Stadtmagistrat gewählt worden, wo er eine kräftige Stütze für Bertold Brun war, ohne jedoch wegen der überwiegenden Mehrheit der deutschen Parthei viel Gutes wirken zu können. Zu der gegenwärtigen Deputation war er auch von den Deutschen gewählt worden, die ihn weniger fürchteten, als Brun, und außerdem dadurch, daß sie auch einen Schweden als Deputirten wählten, gern unpartheiisch erscheinen wollten.

Unterwegs sprach Peter Alänning wenig oder nichts zu seinen Begleitern von dem Gegenstand ihrer Sendung; dafür redete er um so mehr von andern gleichgültigen Dingen. Auf meisterhafte Weise wußte er das Gespräch von dem Gegenstand abzuwenden, den er zu vermeiden wünschte, trotz aller Anstrengungen, welche die drei Deutschen machten, um irgend eine Aeußerung aus ihm hervorzulocken, aus der sie auf seine Gesinnungen schließen konnten.

Erbittert über diesen mißglückten Versuch zog sich Alf Grenerot zurück und ritt den übrigen Theil des Weges mehrere Ellen hinter den Andern her. Auf diesem Wege war es, wo er allein mit sich selbst den Plan zu jenen blutigen Ereignissen entwarf, welche kurz darauf geschahen und seinen Namen mit unauslöschlicher Schande bedeckt haben.

Beim Einbruch der Nacht kamen sie in Södertelje an.

Diese kleine Stadt wimmelte bei dieser Gelegenheit von Menschen. Das für eine kleine Stadt so ungewöhnliche Schauspiel, den Reichsrath versammelt zu sehen, hatte aus allen Gegenden in der

Nähe eine größere Volksmenge herbeigelockt, als der Raum gestattete. Auch hatte die Nothwendigkeit viele Landbewohner gezwungen, ihre Rettung vor den herumstreifenden deutschen Soldaten, welche auf der Flucht die nichtswürdigsten Gräuelthaten gegen die einzeln wohnenden Bauern verübten, in der benachbarten Stadt zu suchen.

Die Rathsherren, welche einen Reichstag nach Södertelje berufen hatten, um durch Unterhandlungen mit der deutschen Besatzung in Stockholm den Krieg mit einem Mal zu beendigen zu suchen, und nach der Niederlage und Gefangenschaft des Königs eine solche Unterhandlung ohne Schwierigkeit bewerkstelligen zu können glaubten, hatten dem in kurzer Entfernung von der Stadt gelagerten schwedischen und dänischen Kriegsheer sagen lassen, daß ihre Anführer bei der bevorstehenden Zusammenkunft willkommen sein würden. Erich Kettilsson fand sich auch zur bestimmten Zeit ein und brachte eine Schaar von schwedischen Rittern mit, die aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes stammten, dem König Albrecht Treue und Gehorsam aufgekündigt hatten und jetzt mit dem schwedischen Heer in vollem Marsch auf Stockholm waren, um

die übrig gebliebenen Anhänger des Königs von dort zu vertreiben. Der alte Erich Kettilsson hatte nach der Schlacht bei der Nyckelänge die fliehenden Feinde mit solchem rastlosen Eifer verfolgt, daß sie ihm nur mit Mühe hatten entkommen können; und als sie in einzelnen Haufen bei Södertelje vorüber kamen, um sich mit ihren Landsleuten in Stockholm zu vereinigen, erschien am Horizont bereits der Vortrab des schwedischen Heeres. Wenn man diesen Eifer auch vielleicht zum Theil der Unruhe des Vaterherzens um die geliebte Tochter zuschreibt, die er innerhalb der Mauern Stockholms in der Gewalt des Klosterräubers wußte, so kann man doch dem greisen Anführer ein wohlverdientes Lob über die Schnelligkeit nicht versagen, mit welcher er vorwärts rückte und dadurch dem Feind Schrecken einjagte und gleichzeitig mancher Plünderung von Seiten der raublustigen deutschen Flüchtlinge vorbeugte.

Den Anfang der Sitzung bildete ein langer Bericht von der Lage des Landes und von den Aussichten für die Zukunft unter einem neuen Scepter, welches die drei mächtigen Staaten des Nordens zu einem Reich vereinigen konnte. Die

Vortheile einer solchen Vereinigung waren zu augenscheinlich, als daß man nicht mit Freude auf diesen Vorschlag hätte eingehen sollen, besonders wenn man den Einfluß berücksichtigte, den Margaretha's in der Nähe lagerndes sieggekröntes Heer auf den Beschluß darüber haben mußte. Auch wurde dem König Albrecht sowohl von dem versammelten Adel, als von dem Volk ohne den geringsten Einwand Treue und Gehorsam aufgekündigt und unter dem lautesten Jubelgeschrei auf die Königin Margaretha übergetragen.

Für Alf Grenerot und seine Freunde waren diese Augenblicke im höchsten Grad niederschlagend. Einen Auftritt von solcher Beschaffenheit hatten sie nicht erwartet, am allerwenigsten aber eine Zusammenkunft mit dem siegreichen schwedischen Heerführer und dessen vornehmsten Rittern. Gegen den Beschluß, den die Menge gefaßt hatte, zu protestiren, würde blos die Erbitterung des großen Haufens erregt haben. Und was vermochten sie, die Wenigen, gegen so viele Tausende? — Sie kamen demnach überein, sich ruhig zu verhalten und die Dinge ihren Gang gehen zu lassen.

— „Nun zu Euch, ihr guten Herren von Stockholm!“ — nahm Sten Bengtson Bjelke das Wort. — „Ihr wißt vermuthlich schon durch das Gerücht, daß der König Albrecht gefangen und sein Heer geschlagen ist. Diese Ritter, die mit Erich Kettilsson an der Spitze sieggekrönt unter uns stehen, können Euch besser als ich die Niederlage beschreiben, die Albrecht erlitten hat. Er ist ohne Rettung verloren. Ganz Schweden hat sich erhoben, um das Unrecht zu rächen, welches seit Jahren gegen die Landeskinder begangen worden ist. Ihr selbst habt gehört, wie dieses ganze versammelte Volk dem König Treue und Gehorsam aufgekündigt hat; so wird in Kurzem das ganze Land thun. Ich beklage dann den Verbrecher, der nicht in Zeiten entweder schnell aus dem Lande flieht oder sich der neuen Herrscherin unterwirft!“ —

Eine Bedenkzeit von mehreren Minuten wurde den Deputirten gegeben, um darauf zu antworten. Da aber keiner von ihnen das Wort nahm, so fuhr Bjelke fort:

— „Wir haben Euch hierher berufen, edle Herren, um wo möglich einen Kampf in Güte zu schlichten, der nicht anders als mit dem Untergang

Stockholms endigen kann. Die Heere der Königin sind in vollem Anzug auf Eure Stadt; vor ihren siegreichen Waffen kann Euch keine schützende Macht retten. Bedenkt Euch wohl, ehe Ihr sie zwingt, vor Eure Mauern zu rücken! Gebt ihren Forderungen nach, und Alles wird noch gut werden!" —

— „Worin bestehen denn diese Forderungen?" — fragte Alf mit einer eisigen Kälte.

— „Uebergebt die Stadt und schwört der Königin Treue!" — erwiederte Bjelke.

— „Nein! Niemals!" — fiel Alf ein. — „Nie gehe ich auf einen solchen Vorschlag ein!" —

— „Nie?" — rief Bjelke überrascht. — „Auch wenn Ihr dadurch Eure Stadt vor der Verwüstung schützen könnt, die eine Belagerung unwillkührlich in ihrem Gefolge haben muß? — Und warum wollt Ihr so halsstarrig sein? — Um einen König zu halten, dessen Macht gebrochen ist, der in Ketten liegt und der sich selbst nicht helfen kann, viel weniger Euch! Zittert vor der Verantworwortung, die Ihr auf Euch ladet, wenn Ihr unterlaßt, die Stadt zu retten, so lange sie noch gerettet werden kann!" —

— „Ein so erniedrigender Vorschlag kann von den Bewohnern Stockholms nicht angenommen werden" — nahm Alf das Wort. — „Wir haben dem König Albrecht Treue geschworen, und ehe er uns von diesem Eid lös't, soll uns nichts vermögen, so geradezu gegen unsere Pflicht zu handeln, daß wir seinen Feinden eine Stadt übergeben, die bisher auf ihre Treue gegen ihren König mit Recht hat stolz sein können."

— „Und das sollen wir thun, ohne daß nur ein einziger Schwertschlag vor unsern Mauern fällt?" — rief Hans Grönolve. — „Glaubt man denn im feindlichen Lager, daß die Bürger Stockholms das Schwert nicht mehr wie früher zu führen wissen? — Wohl war das Volk in der Zeit meiner Jugend wackerer als es jetzt ist; aber so herzensdumm ist es doch nicht, daß es gleich nach dem ersten besten Köder schnappte, der ihm hingeworfen wird. Ich verwerfe diesen Vorschlag mit aller Bestimmtheit!" —

— „Auch ich kann nicht anders, als ihn mit Verachtung zurückweisen" — sprach Westphahl. — „Was meine Amtsbrüder gesagt haben, ist völlig meine eigne Stimmung, und darum brauche ich

kein Wort weiter über einen Gegenstand hinzu zu fügen, über den schon mehr als hinreichend gesprochen worden ist.“ —

— „Allein ich bin nicht derselben Ansicht, wie meine Collegen“ — ließ sich Peter Männing vernehmen. — „Wenn der König geschlagen und gefangen ist und der Reichsrath ihm Treue und Gehorsam aufgekündigt und die Krone Schwedens auf das Haupt der Königin Margaretha gesetzt hat, so sehe ich nicht ein, wozu es dienen soll, wenn die Stadt eigensinnig darauf bestehen will, den abgesetzten Regenten zu behalten. Um so mehr halte ich es für meine Pflicht, als ein Mann, der den Auftrag erhalten hat, die Sache der Stadt vor dem Reichsrath zu führen, hierdurch offen zu erklären, daß ich willig auf den gemachten Vorschlag eingehe, insofern ich die Gefahr berücksichtige, welcher die Stadt durch eine Belagerung unterworfen wird.“ — — —

Hier wurde der Sprecher durch ein lautes Gemurmel der Mißbilligung von Seiten der drei deutschen Bürgermeister unterbrochen, die sich unter den heftigsten Gebehrden von ihren Plätzen erhoben. Sie sprachen gleichzeitig so durcheinander,

daß man nicht hören konnte, was sie sagten. Nach ihren Bewegungen zu schließen, schienen sie sich entfernen zu wollen.

Bjelke konnte sie nur mit Mühe zum Schweigen bringen, und als ihm dieß endlich gelungen war, erklärte Alf, daß er jede weitere Unterhandlung für vergeblich halte, so bald fest auf der Bedingung bestanden werde, daß Stockholm einigen Aufrührern übergeben werden solle. Er setzte hinzu, daß er umso mehr Grund habe, die Unterhandlung abzubrechen, als er mit Unruhe gesehen, daß einer seiner Mitbeauftragten seine Pflicht vergessen zu wollen schiene und sich in eine Schlinge locken lasse, die ihnen sehr geschickt gelegt worden sei.

Drauf suchte er sich, von Westphahl und Grönolve begleitet, einen Weg durch die anwesende Menge zu bahnen, um die Versammlung zu verlassen.

Erich Kettilsson war ein stummer Zeuge dieses ganzen Auftritts gewesen; als er aber sah, daß die Berathung durch die Entfernung der drei Bürgermeister beendigt zu werden drohte, erhob er sich von seinem Sitze und sprach: — „Noch

ein Wort, ihr Männer von Stockholm! Ihr habt gesagt, daß Eure Stadt stolz auf ihre Treue gegen ihren rechtmäßigen König sein könnte. Nun gut, Euer rechtmäßiger König ist in diesem Augenblick nicht der König Albrecht, sondern die Königin Margaretha, denn sie ist rechtmäßig erwählte und vom Reichsrath ausgerufene Regentin von Schweden. In ihrem Namen, im Namen der Königin Margaretha, fordre ich Euch daher auf, ihr die Stadt zu übergeben!" —

— „Wir kennen keinen andern König von Schweden, als den König Albrecht" — entgegnete Alf und wandte sich abermals, um die Versammlung zu verlassen.

— „So komme denn all' das Blut, das vergossen wird, über Eure Häupter!" — rief Erich Kettilsson, indem er sein langes Schwert mit Heftigkeit auf den Boden stieß.

Hiermit endete die Versammlung.

Die drei deutschen Bürgermeister verließen Södertelje augenblicklich, um nach Stockholm zurückzukehren. Peter Alänning blieb noch einige Stunden länger zurück, worauf auch er, nur von einem einzigen Diener begleitet, den Rückweg antrat.

An einem waldigen Hügel, ungefähr auf der Hälfte des Wegs zwischen Stockholm und Südertelje, hielt Alf Grenerot an und stieg vom Pferde. Mit einem bedeutungsvollen Wink auf seine beiden Begleiter verabschiedete er seinen Diener und befahl ihm, sein Pferd in ein nahgelegenes Thal zu führen und dort seine Ankunft zu erwarten. Grönolve und Westphahl verstanden den Wink und gaben ihren Dienern denselben Befehl.

So blieben die Drei allein auf dem Waldhügel zurück.

Die Stelle, an welcher sie sich befanden, war der höchste Punkt eines kleinen Gebirgrückens, der von einem dichten Föhrenwald bedeckt war und nur wenig Raum für den schmalen Weg übrig ließ, welcher sich zwischen losgerissenen Felsstücken und Steinen dahin schlängelte. An einer Seite des Berges ging der Weg steil in die Höhe, aber auf der andern Seite machte er mehrere Krümmungen zwischen etlichen großen Steinen, bevor er den ebeneren Boden des Thales erreichte. An einer dieser Krümmungen des Wegs war es, wo Alf vom Pferde stieg und sich nach dem Walde, aber in einer ganz anderen Richtung wandte, als die

Diener genommen hatten. Als er mit seinen beiden Kameraden ein Stück vorwärts gegangen war, wandte er sich plötzlich seitwärts und gelangte sobald wieder auf den Weg zurück, obgleich einige hundert Schritte weit entfernt von dem früher erwähnten Punkt. Hier war der Wald so undurchdringlich, daß man sich nur mit Mühe einen Weg hindurch bahnen konnte. Nachdem aber Alf einige Zweige zurückgebogen und etliche im Wege liegende Gebüsche niedergedrückt hatte, kam er endlich an eine Stelle dicht am Wege, wo er vor dichtem Gebüsch und hohen Steinen nicht zu sehen war.

— „Dieß ist kein übler Platz für unser Vorhaben“ — sprach Alf zu seinen Begleitern, nachdem er die Stelle genau in Augenschein genommen hatte.

— „Mir scheint es am besten zu sein, wenn wir uns hier niederlassen.“ —

— „Man muß zugeben, daß Du einen scharfen Blick hast, mein lieber Meister!“ — rief Grönolde lachend. — „Und wenn ich einen ganzen Tag in diesem verdammten dicken Walde herumgelaufen wäre, ich hätte keine bessere Wahl treffen können.“ —

— „Also hier wollen wir unsern Mann erwarten?“ — fragte Westhahl, indem er sich nach allen Seiten hin scharf umsah.

— „Ja.“ —

— „Und Du glaubst nicht, daß er uns hier entkommen kann?“ —

— „Das ist unmöglich. Er muß hier vorbei.“ —

— „Aber wenn er nun nicht käme; wenn er Lust gekriegt hätte, in Södertelje zurückzubleiben?“ —

— „Fürchtet nichts, er wird schon kommen!“ —

— „Es giebt aber etwas Unbegreifliches in der menschlichen Natur, was man Ahnung nennt. Denke, wenn er nun eine solche Ahnung hätte, daß ihm etwas Böses auf seinem Weg begegnen würde!“ —

— „Bleib mir vom Hals mit Deinem verwünschten Aberglauben! Andere Leute sind nicht so närrisch, wie Du; am allerwenigsten Derjenige, den wir erwarten.“ —

— „Desto schlimmer für ihn“ — erwiederte Westphahl mit betrübter Stimme und setzte sich auf

einen Stein, der ein Stück von seinen beiden Begleitern entfernt war.

Alf hatte sich unterdessen einen Platz ausersehen, von welchem er einen großen Theil des Wegs nach Söderdelje zu, übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

— „Höre, Hans", — redete er mit leiser Stimme den Andern an, der sich auf die Erde niedergelegt hatte — „was war es denn, was Bernhard so verbergen wollte, als wir in Stockholm zum letzten Mal mit ihm zusammen waren?" —

— „Hoho! Willst Du es wissen!" — versetzte Grönolve, indem er den Zeigefinger an die Nase legte und ein sehr schelmisches Gesicht machte.

— „Freilich will ich es wissen, da es meinen Freund Bernhard so nahe anzugehen scheint." —

— „Ja, ja, das glaub' ich wohl, aber ich bin kein Schwätzer; und was man mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat, das" — —

— „Das verschweigst Du gerade gar nicht" — unterbrach ihn Alf lachend. — „Du thätest auch unrecht, wenn Du mir etwas verschweigen

wolltest, mir, der ich Bernhards bester Freund, ja, seine rechte Hand bin. Ist es denn ein Wunder, wenn ich auch die kleinsten Ereignisse aus seinem Leben gern wissen möchte? — Mag es sein, daß diese Ereignisse einer vergangenen Zeit angehören, in der ich ihn noch nicht kannte; aber sie betreffen ihn doch, und das ist genügend für mich, um lebhaft daran Theil zu nehmen. Laß also hören, was es ist!" —

Grönolve sah ihn unschlüssig an. In seinem Innern erhob sich ein Kampf zwischen dem Versprechen des Schweigens, das er nicht brechen wollte, und zwischen der Begierde zu sprechen, die er nicht überwinden konnte.

Ehe er noch seinen Entschluß in dieser hochwichtigen Angelegenheit fassen konnte, hatte Alf schon aus der Unruhe in seinen Bewegungen gemerkt, daß er vor Begierde brannte, sein Geheimniß los zu werden.

— „Setze Dich hierher neben mich, lieber Hans" — sprach Alf — „und laß die lange verschwiegnen Worte über Deine Lippen gehen. Du kannst krank werden, Mensch, wenn Du Deine Brust nicht von der Last dieses Geheimnisses be-

freist! — So — mache keine Umstände weiter. Ein Freund, wie ich, hat das Recht, Offenherzigkeit von — einem Freund, wie Du, zu fordern.“ —

— „Wohlan, wenn Du durchaus willst! Aber das sage ich Dir, Alf, wenn Du jemals ein Wort davon gegen Bernhard erwähnst, so bin ich Dein Feind auf Lebenszeit.“ —

— „Gut. Ich gelobe Dir Schweigen! Aber nun erzähle, was Du weißt; ich bin ganz Ohr.“ —

Grönolve warf einen forschenden Blick auf Westphahl, der in tiefe Betrachtungen versunken war und nichts von dem hörte, was zwischen seinen beiden Begleitern vorging.

— „Fürchte nichts von ihm“ — fiel Alf ein. — „Du weißt ja, wenn er nachdenkt, so hört er nichts, sollten auch Sonne und Mond vom Himmel herunter und ihm gerade vor die Nase fallen.“ —

Nun gut! — In Bremen wohnte vor sechs Jahren eine alte Wittwe Namens Diedrichs“ — begann Grönolve mit leiser Stimme seine Erzählung. — „Ihr Mann war reich gewesen, aber

durch verschiedne Unglücksfälle herabgekommen, so daß er seiner Wittwe nur soviel hinterließ, als sie bei der genauesten Sparsamkeit zum nöthigen Lebensunterhalt brauchte. Sie hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, die bei dem Tod des Vaters siebzehn Jahre alt war und sich durch ihre ungewöhnliche Schönheit auszeichnete.

Einige Jahre vorher hatte ein junger Mann Zutritt in dieses Haus erhalten und sich die Zuneigung der alten Frau in kurzer Zeit dermaßen zu erwerben gewußt, daß er endlich der tagtägliche Gast an ihrem dürftigen Tische wurde und bei allen Nachbarn für ihren Adoptivsohn galt. Dieß war Bernhard, dessen Herkunft damals noch für viele Neugierige ein Gegenstand mannichfacher Vermuthungen war. Die, welche am besten unterrichtet sein mußten, nämlich die Freunde und Bekannten der Wittwe Diedrichs, glaubten mit Bestimmtheit zu wissen, daß er der Sohn eines Seefahrers aus Rostock sei, welcher seinen Tod gefunden hatte, als der Knabe noch jung war, und daß Bernhard in die reiche Hansestadt Bremen gekommen sei, um dort auf irgend eine Weise sein Glück zu machen.

Allein dieß Alles war bloße Vermuthung, denn Bernhard selbst beobachtete tiefes Schweigen über seine Herkunft und konnte dieß mit um so mehr Grund thun, als er selbst nicht mehr, wie die Andern, davon wußte.

Er hatte von Natur ein heiteres, scherzhaftes Gemüth, und es war demnach kein Wunder, daß er herzlich willkommen in einem Hause war, wo das Alltagsleben ziemlich einförmig dahin floß, besonders dem jungen Mädchen, das munter und muthwillig war, wie die Jugend sein muß. Es gewährte ihr kein geringes Vergnügen, seine Scherze und die fröhlichen Lieder zuhören, durch die er die langen Winterabende verkürzte. Wenn sich die beiden Frauenzimmer einmal außerhalb des Hauses sehen ließen, so geschah es stets in Bernhards Gesellschaft, der an jedem Vergnügen Theil nahm, als wenn er zur Familie gehörte.

So viel Vertrauen aber auch die Wittwe in ihn setzte, so gab es doch einen Punkt, hinsichtlich dessen sie nicht mit ihm übereinstimmte: — Bernhard hatte in ihren Augen zu wenig Ehrfurcht vor der Religion. Mehr als einmal hatte sie bemerkt, wie er verächtlich die Achseln zuckte, wenn

kirchliche Angelegenheiten erwähnt wurden, auch hatte er sich bei irgend einer Gelegenheit eine Aeußerung erlaubt, die ihr für den Augenblick Entsetzen einflößte. Diese Aeußerung war nämlich nichts mehr und nichts weniger; als ein Zweifel an der Göttlichkeit des Erlösers, die Behauptung, daß Jesus Christus nur ein gewöhnlicher Mensch mit großen ausgezeichneten Eigenschaften gewesen sei. Daß eine solche Behauptung tief auf die fromme und wahrhaft gottesfürchtige alte Frau wirken mußte, war kein Wunder; allein sie unterdrückte ihre nicht geringe Unruhe darüber, als er ihr das feste Versprechen gab, diesen Gegenstand nicht wieder zu berühren, so lange er fortfahren würde, solche gottlose Ansichten zu hegen. Bernhard war zu klug, um dieses Gelübde zu brechen. Er beobachtete stets das tiefste Stillschweigen, so bald die Rede auf religiöse Gegenstände kam; und wenn auch die alte Frau daraus merken konnte, daß er seine Ansichten noch nicht geändert hatte, so hoffte sie doch fortwährend, daß die Zeit, sowie ihr eigenes und ihrer Tochter Beispiel allmählig eine Veränderung bei ihm bewirken würde, nach der sie sich innerlich mit Angst sehnte.

Diese Bekümmerniß um sein geistiges Wohl machte sie indessen blind gegen ein anderes Unheil von weit gefährlicher Art, das gerade unter ihren Augen entstanden war, ohne daß sie etwas davon gemerkt oder geahnt hätte.

In dem jungen unerfahrenen Mädchen hatte sich nämlich ein Gefühl für Bernhard entwickelt, daß sie lange nur Freundschaft nannte, jetzt aber nicht anders als Liebe nennen konnte. Sie liebte ihn mit dem ganzen Feuer ihres Herzens. In seiner Gegenwart vergaß sie Himmel und Erde, und oft mußte sie von ihrer Mutter aus einer Art von Betäubung geweckt werden, in welche sie fiel, wenn sie ihn sah und hörte.

Bernhard entdeckte sehr bald diesen Zustand ihres Herzens und freute sich darüber; nicht deshalb, weil er selbst gleiche Gefühle gegen sie hegte, sondern weil es ihm schmeichelte, ein Herz zu besitzen, das noch nie für einen andern Mann geschlagen hatte. Er beschloß bei sich, diese Entdeckung zu benutzen und das Mädchen zu verführen. Allein dieß war nicht so leicht zu bewerkstelligen, als er anfangs geglaubt hatte. Erst nachdem er ihr heilig versprochen hatte, sie noch vor Verlauf eines

Jahres zu seiner Gattin zu machen, fiel das arme schwache Mädchen in einem Augenblick wilder Leidenschaft in seine klug ausgelegten Schlingen.

Nach diesem unglücklichen Ereigniß fuhr Bernhard fort, das Haus wie gewöhnlich zu besuchen, und zeigte nicht die mindeste Veränderung in seinem Benehmen gegen Mutter und Tochter. Oft erinnerte ihn das Mädchen an sein Versprechen und stets entgegnete er ihr, daß er noch einige Wochen zu warten genöthigt sei, ehe er bei ihrer Mutter um ihre Hand anhielt, daß sie aber mit Gewißheit darauf rechnen könne, in kurzer Zeit seine Gattin zu werden.

Eines Tages überraschte sie ihn mit der entsetzlichen Nachricht, daß sie sich Mutter fühle und ihren Zustand nicht länger verbergen könne. Bernhard erblaßte bei dieser Nachricht und bei dem Anblick des jungen Mädchens, das er so leichtsinnig verführt hatte. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er in diesem Augenblick auch nicht den leisesten Gedanken hegte, seinen Eid zu brechen und sein Opfer zu verlassen. Mit aufrichtiger Reue nahm er sie bei der Hand, ging mit ihr zur Mutter, bekannte

dieser offen sein Vergehen und bat um ihre Einwilligung zur Heirath.

Anstatt Antwort zu geben, stürzte die alte Frau bewußtlos zu Boden. Es wurden mehrere Mittel angewandt, um sie zur Besinnung zurück zu bringen; als sie aber wieder zu sich kam, rief sie mit einer Wildheit, die an Wahnsinn grenzte: — „Nein, Nein! Diese Heirath kann nie stattfinden! —

Man stelle sich die Lage der armen Tochter vor. Sie vermochte kein Wort zu sprechen.

Bernhard war durch diese bestimmte abschlägliche Antwort überrascht; allein obwohl er sich die Ursache ihres Benehmens nicht erklären konnte, so hoffte er doch durch Bitten sich eine Einwilligung zu verschaffen, welche die Nothwendigkeit zu ertheilen gebot.

Die Wittwe blieb jedoch unbeweglich und rief nur einmal über das andere: — „Nein! Nie darf diese Heirath stattfinden!“ —

Auf Bernhards Frage, ob sie etwas gegen ihn habe, weil sie ihre Einwilligung zu einer Verbindung verweigere, die von ihrer Tochter so innig gewünscht werde, antwortete sie mit Wärme: —

„Es giebt keinen Menschen auf Erden, dem ich die Hand meiner Tochter lieber geben möchte, als Dir.“ —

— „Warum denn aber diese abschlägliche Antwort?“ fragte Bernhard, durch das Unbegreifliche in dieser Antwort verdutzt.

— „Frage mich nicht; ich kann nicht antworten.“ —

Bernhard war jedoch keineswegs ein Mann, der sich durch den ersten Widerstand abschrecken ließ. Er wiederholte seine Frage mit immer größerem Nachdruck, so daß die Mutter endlich den Muth verlor und ihn mit den beweglichsten Worten bat, sie nicht zu einer Entdeckung zu zwingen, die bisher ein Geheimniß gewesen sei und es auch bleiben müsse, falls sie über sich selbst Herrin bleibe.

Diese Mittheilung reizte Bernhards Neugierde noch mehr. Er zwang sie fast mit Gewalt zu dem schrecklichsten Bekenntniß, welches eine Mutter in einem solchen Augenblick und im Beisein ihrer eignen Tochter ablegen kann. Nichts ist aber auch im Stande, den Ausdruck auf ihrem Gesicht zu schildern, als sie mit zitternder Stimme sprach:

— „Bernhard, Du hast Deine eigene Schwester verführt!“ — — —

Entsetzlich war der Auftritt, welcher dieser Entdeckung folgte.

Das unglückliche junge Mädchen stand wie ein Marmorbild da, die Augen starr und die Hände über den Kopf zusammengeschlagen. Sie hatte für immer den Verstand verloren.

Und die Mutter, das beklagenswerthe Weib, die um einen Fehltritt ihrer Jugend so theuer büßen mußte, konnte den Anblick ihrer wahnsinnigen Tochter und ihres verbrecherischen Sohnes nicht ertragen. Ihr Herz brach vor heftigem Seelenschmerz.

Aber Bernhard, der schuld an dem Tode seiner Mutte und an dem Wahnsinn seiner Schwester war, schwor bei der Leiche der einen und bei dem umhüllten Verstand der andern der ganzen Menschheit unauslöschlichen Haß!“ —

— „Deine Erzählung ist in Wahrheit düster“ — versetzte Alf, nachdem er Alles bis zum Ende gehört hatte — „aber sie hat mir manches

Seltsame in Bernhards Benehmen aufgeklärt, was ich mir bisher vergebens zu erklären gesucht habe. Wir wollen bei einer andern passenden Gelegenheit weiter darüber sprechen. Jetzt haben wir etwas Anderes zu thun; denn wenn mich meine Augen nicht ganz trügen, so kommt dort unser würdiger Amtsbruder Peter Alänning in aller Gemächlichlichkeit den Berg heraufgeritten.

Grönolve überzeugte sich von der Wahrheit dessen, was Alf gesagt hatte, und warf sich dann hinter einen großen Stein, der dicht am Wege lag. Alf dagegen weckte eilig Westphahl aus seinen Träumen und begab sich dann mit ihm in das dichteste Gebüsch, woselbst sie völlig verborgen waren.

Ohne an irgend eine Hinterlist zu denken, ritt Peter Alänning ein großes Stück vor seinem Diener voraus. Als er an den Stein kam hinter welchem Grönolve lag, stürzte der letztere hervor und gab seinem Pferde von hinten einen so heftigen Stoß mit dem Schwert, daß das Blut aus der Wunde strömte. In Folge des gewaltigen Stoßes, vielleicht auch der schmerzhaften Wunde, warf sich das Pferd augenblicklich rückwärts, und bevor Pe=

ter sich von dieser Ueberraschung erholen konnte, war er schon sammt seinem Pferde zur Erde gestürzt.

Alf säumte nicht, die schwierige Lage Peter Allännings unter dem Körper des Pferdes zu benutzen; er eilte herzu, um ihm das halb aus der Scheide gezogne Schwert aus der Hand zu reißen. Dieß gelang ihm auch ohne Schwierigkeit, denn Peter konnte sich da, wo er lag, nur mit Mühe bewegen; und das Blut, welches ihm aus der tiefen Wunde des Pferdes ins Gesicht gespritzt war, hatte ihn dermaßen am Sehen verhindert, daß er die Gegenstände um ihn her nicht gehörig unterscheiden konnte. Doch sah er genug, um seine Angreifer zu erkennen, und hielt denselben in ernsten Worten das Verbrecherische ihres Unternehmens vor.

Schäumend vor Zorn über diese Vorwürfe stieß Alf dem Gefallnen sein Schwert in die Seite und würde in seiner Wuth dem Leben Peters wahrscheinlich ein Ende gemacht haben, wenn nicht Grönolve seinen Arm zurückgehalten und ihn gebeten hätte, den Gnadenstoß auf eine andere passendere Gelegenheit zu verschieben.

Inzwischen hatte auch Peters Diener den Kampfplatz erreicht. Er suchte seinen Gebieter zwar tapfer zu vertheidigen, allein er wurde sehr bald überwältigt und gab seinen Geist auf, von Alfs Schwert in die Brust getroffen.

— „Was ist die Absicht dieses Bubenstreichs?" — fragte Peter, als er das blutige Ende seines treuen Dieners sah.

— „Sprichst Du von Bubenstreichen, Du Verräther an König und Vaterland?" — rief Alf. — „Du, der die beste Stadt Deines rechtmäßigen Königs der Gewalt des Feindes überliefern will!" —

— „Was ich vor dem Rath in Telje gesagt hätte" — erwiederte Peter mit Würde — „kann ich vor König und Volk verantworten. In meinen Worten lag keine Verrätherei" — — —

— „Der Ausgang wird es zeigen!" — unterbrach ihn Alf.

Man band nun Peter die Arme auf den Rücken und hob ihn auf eines der Pferde von Alfs Dienern.

Nachdem hierauf die übrigen Pferde wieder gesattelt worden waren, setzten sie ihre Reise nach Stockholm fort und langten dort spät in der Nacht ohne weitere Abentheuer an.

* * *

Capitel XXI.

Der Tag vor dem Mord.

Der Erfolg der Gesandtschaft nach Södertelje wurde sehr bald in der Stadt bekannt. Wie gewöhnlich waren die Meinungen darüber nach den eignen Interressen der verschiedenen Personen sehr getheilt. Die schwedische Bevölkerung sah den Nutzen dieses Widerstands gegen einen siegreichen Feind nicht ein, der dadurch unzweifelhaft angetrieben werden mußte, die Stadt zu zerstören. Die Deutschen dagegen waren mit dem Ausgang zufrieden, denn sie konnten nichts anderes, als ihre Vertreibung aus dem Lande erwarten, sobald das Heer der Königin in die Stadt einrückte.

Diese verschiednen Ansichten waren am folgenden Tage der Gegenstand mancher Unterredungen;

allein diese wurden plötzlich durch die unerwartete Nachricht unterbrochen, daß einer der Abgeordneten gefangen und verwundet von der Gesandtschaft zurückgekommen, sein Diener aber unterwegs auf der Heerstraße ermordet worden sei.

Beide Partheien waren bestürzt, denn man wußte noch nicht, welcher Abgeordnete gefangen war. Die Neugierde trieb Alle auf den großen Markt, zu jener Zeit den gewöhnlichen Sammelplatz für das Volk, wenn irgend ein wichtiger Gegenstand besprochen werden, wenn die Regierung mit dem Volk verhandeln, wenn Strafurtheile vollstreckt, wenn Gerüchte aus dem täglichen Leben mitgetheilt werden sollten.

Bald verkündete das Gerücht, daß Peter Männing der Verhaftete und wegen verrätherischer Anschläge gegen den König in den Thurm zu den drei Kronen geworfen worden sei.

— „Worin bestehen denn diese verrätherischen Anschläge?" — riefen einzelne Stimmen unter dem Volk.

Niemand wußte diese Frage zu beantworten, allein die Deutschen glaubten, daß es hinreiche,

wenn er verbrecherische Anschläge gemacht habe, und daß er demgemäß sein Schicksal wohl verdiene.

— „Es ist aber doch sonderbar" — wandte Jemand ein — „daß dieses Schicksal gerade den einzigen Schweden treffen mußte, der an der Gesandtschaft Theil genommen hat." —

— „Schwede oder Deutscher, das ist gleichgültig, wenn er ein Verräther ist" — war die Antwort.

Damit schien jedoch die Volksmenge nicht zufrieden zu sein. Die ruhige Unterhaltung ging bald in Geschrei und Lärm über. Mit jeder Stunde vermehrte sich das Getümmel, und beim Einbruch der Dämmerung herrschte ein wildes wirres Getöse durch die ganze Stadt, durch welches auch der Theil der Bevölkerung auf den großen Markt gerufen wurde, der sich bis jetzt noch heimgehalten hatte. Schaar auf Schaar strömte nun auf den Markt, und als dieser die Hinzukommenden nicht mehr aufnehmen konnte, sammelten sie sich in allen mit dem Markt in Verbindung stehenden Straßen.

Bei diesem allgemeinen Aufstand stand der Bürgermeister Brun auf der Treppe des Rathhauses. Er wollte ins Rathaus gehen und den übrigen Bürgermeistern zureden, daß sie vom Altan herab das Volk ansprechen und beruhigen sollten. Mühsam drängte sich ein Mann durch den Haufen zu ihm empor. Es war Olof, der als er in Bruns Nähe kam, demselben zurief: — „Nehmt Euch in Acht, Herr Bürgermeister! Bald wird die Reihe auch an Euch kommen! So eben wurde der redliche Albrecht Karlsson in Ketten gelegt und in den Thurm geworfen!" —

Erbittert über diese neue Gewaltthat rief Brun klagend: — „Es ist hart, daß die Bürger der Stadt solche Gewalt erleiden müssen und daß ich nicht Macht genug habe, es zu verhindern!" —

Etliche deutsche Soldaten, die auf der Rathhaustreppe neben ihm standen, hörten diese Aeußerung und geriethen darüber in Zorn. Sie trugen lange Spieße in den Händen und stießen mit denselben den Bürgermeister um, indem sie ihm mehrere Schläge und Wunden beibrachten.

Als das zunächst stehende Volk, darunter auch Olof, dieß bemerkte und Miene machte, den Bür=

germeister zu vertheidigen, rissen die Soldaten den letzteren an sich und verschwanden mit ihm in der Thür des Rathhauses. Kurz darnach wurde er gefesselt ins Schloß gebracht und wie ein Verbrecher zu den übrigen Gefangenen in einen finstern Thurm geworfen.

Dieß steigerte die Erbitterung noch mehr. Diejenigen, welche durch das Gedränge kommen konnten, eilten nach Hause, bewaffneten sich und kehrten bewaffnet auf den Markt zurück.

Als die Deutschen sahen, daß die schwedischen Bürger zu den Waffen griffen, säumten sie auch ihrerseits nicht, sich mit Schwertern, Spießen und Aexten zu versehen. Auch wurde vom Schlosse der Kern der Mützenbrüder herabgeschickt; und Bernhard selbst, unter seinem gewöhnlichen Anzug in Stahl und Panzer gekleidet, begab sich ins Rathhaus, um mit seinen Freunden zu überlegen, ob nun der rechte Zeitpunkt gekommen sei, die Maske abzuwerfen und das lange aufgeschobene Blutwerk zu beginnen.

Henning von der Dolle sprach eifrig dafür, daß man augenblicklich in der Rathsversammlung mit einer Anklage wegen Hochverrath gegen Bertold

Brun, Peter Alänning und Albrecht Karlsson, so-wie gegen mehrere andere, der Deutschen unangenehme Personen auftreten solle. Allein Bernhard war dieser Ansicht nicht, denn er sah sehr wohl ein, daß die Schweden in der gereizten Stimmung, in welcher sie gegenwärtig sich befanden, und bei ihrer größeren Ueberzahl an Mannschaft leicht Gewalt gegen Gewalt setzen könnten und daß der Ausgang eines solchen Kampfes sehr ungewiß sei. Alf war mehr für schnelle Maaßregeln gestimmt, ging aber auf Bernhards Ansicht ein, als dieser erklärte, daß er ihnen kraft seiner Stelle als Oberhaupt der Mützenbrüder verböte, an dem Kampfe Theil zu nehmen, falls die deutsche Parthei im Magistrat beschlösse, in diesem Augenblick mit den Schweden offen zu brechen.

Man suchte nun die versammelte Volksmenge zu überreden, in Gutem aus einander zu gehen. Da dieß aber nicht so leicht geschah und die Schweden unaufhörlich riefen, daß die gefangenen Bürger losgegeben werden müßten, trat Alf auf und versprach öffentlich, daß den Gefangnen nichts Ueb-les geschehen solle, bevor sie vor den gesetzlichen Richterstuhl gestellt werden würden, und daß Letz-

teres schon morgen geschehen solle. Er schloß seine Rede mit einer freundlichen Ermahnung, daß sich die Anwesenden friedlich und ruhig nach Hause begeben möchten.

Diese Worte reichten jedoch nicht hin, den Lärm zu stillen, denn Alf war einer der unpopulärsten Rathsherren in der Stadt und man setzte unter dem Volk nicht viel Vertrauen in seine Worte. Demungeachtet kamen die Schweden unter sich überein, sich in Masse vom Markt zurück zu ziehen und in der Gesellschaftsstube St. Olofs zusammenzu bleiben, um für den Fall, daß die Deutschen Gewaltthätigkeiten verüben sollten, sogleich zu gemeinsamer Vertheidigung bereit zu sein.

Die Nacht war schon hereingebrochen, ehe der große Markt von den lärmenden Haufen geräumt wurde; aber im Rathhause und in der Gesellschaftsstube St. Olofs ras'ten die Partheien mit derselben Wuth, wie vorher auf dem Markt. Niemand legte die Waffen ab aus Furcht vor einer Ueberrumpelung, und vor den Versammlungsplätzen waren Wachen ausgestellt, um die darin Befindlichen zur rechten Zeit zu warnen.

Die Schweden schickten Botschaft an den versammelten Magistrat und ließen fragen, was man gegen die ungerechter Weise verhafteten drei Bürger beabsichtige. Die Bürgermeister gaben darauf nur eine ausweichende Antwort und verlangten ihrerseits eine Erklärung darüber, warum die Schweden in der Gesellschaftsstube St. Olofs zusammen unter den Waffen blieben.

— „Wir sind schon längst gegen böse Unternehmungen gewarnt worden“ — äußerten die schwedischen Abgesandten — „und besser ist es, Wache zu halten, als überfallen zu werden, wie es jetzt mit drei redlichen Bürgern geschehen ist, die man gefangen und in den Thurm geworfen hat.“ —

Die Deutschen benügten sich mit dieser Erklärung und schwiegen; allein die Schweden forderten mit ernsten Worten, daß die Gefangenen, wenn sie ein Verbrechen begangen hätten, dafür gehörig zur Rechenschaft gezogen und bestraft würden, damit das Volk nicht glauben möge, daß bald dieser bald jener als bloßer Verdächtiger in den Thurm

geworfen werden könne, blos weil er irgend einem Deutschen mißliebig sei.

— „Ich weiß nicht, ob die Gefangnen Verbrecher sind oder nicht" — entgegnete Alf nachgiebig — „aber es wird erörtert werden, wie es mit ihnen steht. Sind sie unschuldig wie ich vermuthe, so werden sie sogleich ihre Freiheit wieder erhalten." —

— „Das ist Alles recht gut und schön" — versetzten die Schweden — „aber der Bürgermeister Brun hat nichts Uebles gethan, das wissen wir selbst. Seine sofortige Freigebung verlangen wir auf das Bestimmteste." —

Es lag etwas so Energisches und Kräftiges in ihrer Sprache, daß es auf die deutschen Bürgermeister und deren Anhang Eindruck machte. Der Muth der Abgesandten, der Zorn, welcher aus ihren Augen flammte, die Gewißheit, daß sich die gesammte schwedische Bevölkerung bewaffnet hatte, dieß Alles jagte den Deutschen Bestürzung ein und sie sahen ein, daß die Gewalt hier nichts nütze und

List angewendet werden müsse, um den drohenden Sturm für den Augenblick zu beschwichtigen.

Es wurde Befehl gegeben, Brun sogleich in Freiheit zu setzen, und man errichtete endlich einen Vergleich, der von dreißig dazu gewählten Deutschen und eben so viel Schweden unterschrieben und bekräftigt wurde und in welchem sie bei Gott, bei der Jungfrau Maria und bei allen Heiligen einander brüderliche Freundschaft schwuren. Alle Beleidigungen sollten für immer vergessen sein und zwischen beiden Partheien sollte künftig Einigkeit und Frieden herrschen, möge nun Margaretha oder Albrecht in der Stadt Herr sein.

Damit schieneu die Schweden zufrieden zu sein und kehrten in ihre Wohnung zurück, worauf die Ruhe in der Stadt allmählig wiederkehrte, so daß beim Morgengrauen Alles wieder sein altes Aussehen erhalten hatte und Niemand eine Spur von den unruhigen Auftritten des vergangnen Tages finden konnte. Sowohl Bertold Brun, als Albrecht Karlsson und Peter Alänning hatten ihre Freiheit wieder erhalten, und alle Veranlassungen zu Klagen, wenigstens für die Gegenwart, schienen

verschwunden. Man wagte auf eine glückliche Zukunft zu hoffen nnd glaubte, daß der Vergleich von Seite der Deutschen eben so aufrichtig gemeint sei, als er von der schwedischen Bevölkerung gemeint war. Daß dieser Glaube ein großer Irthum war, zeigten die blutigen Auftritte, welche bald darnach vorfielen.

Bernhard hielt unterdessen mit den bedeutendsten Mützenbrüdern heimlich Rath über die Mittel und Wege, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu ergreifen wären, um eine vorzeitige Entdeckung ihrer Pläne zu verhindern. Man beschloß zu diesem Behuf in Worten und Benehmen so viel Mäßigung zu zeigen, daß die arglosen Schweden dadurch eingeschläfert werden mußten. Noch eine Berathung wurde für die folgende Nacht in dem öden Hause auf dem Käpplingeholm festgesetzt; allein ehe die Stunde kam, in welcher diese Zusammenkunft stattfinden sollte, ereignete sich ein Vorfall, der den Gang der Dinge mit raschen Schritten beschleunigte.

Nachdem die Zusammenkunft in Telje ein so schmähliges Ende genommen hatte, war Erich Ket-

tilsson mit seinem ganzen Heer sogleich nach Stockholm aufgebrochen und zeigte sich sehr bald vor dessen Mauern. Auf den damals unbewohnten Höhen im Süden der Stadt, an der Stelle, an welcher sich gegenwärtig die südliche Vorstadt befindet, schlug das durch Eilmärsche ermüdete Kriegsheer sein Lager auf, während der schwedische Befehlshaber für sich selbst ein Zelt auf dem hohen Punkt aufschlagen ließ, auf welchem gegenwärtig der wegen seiner schönen Aussicht berühmte „Moseshügel" liegt. Von diesem Zelt aus konnte der alte Mann ganz Stockholm übersehen, die Stadt, in welcher seine einzige Tochter von einem wahnsinnigen Fremdling gefangen gehalten wurde, vielleicht schon ermordet worden war. Bittere Thränen traten bei diesem Anblick in seine Augen und sein Herz wollte vor Qualen bei der grausamen Vorstellung brechen, daß dieses einzige Kind, welches seinen Stolz und das einzige Glück seines Lebens ausgemacht hatte, ihm für immer verloren war. Aber das Bitterste in dem bittern Kelch, den er zu leeren hatte, war die Warnung, die er vor dem Klosterraub erhalten hatte, und die Vorstel-

lung, daß, wenn er dieser warnenden Stimme zur rechten Zeit gefolgt wäre, alle die Unglücksfälle, die ihn jetzt getroffen hatten, nicht geschehen sein würden. Der Vorwurf, daß er selbst die Ursache zum Untergang seiner Tochter gewesen war, vertrieb alle Ruhe aus seinem sonst so ruhigen Gemüth und verscheuchte des Nachts den Schlaf von seinen Augenlidern. Wenn Alle rings um ihn her schliefen, saß er wachend und starrte, ohne es selbst zu wissen, vor sich hin, über den einzigen Gegenstand nachsinnend, der seine Gedanken bei Tag und bei Nacht beschäftigte. Diese fortwährende Gemüthsbewegung hatte schon sehr auf sein Aeußeres gewirkt. Er war nicht mehr die aufrechte, lange Gestalt, die bisher die Eifersucht aller seiner Altersgenossen erregt hatte; seine Haltung hatte sich gekrümmt und gebeugt, seine Stirn war mit Runzeln bedeckt, seine Augen waren eingesunken. Wenn er ging, wankten seine Füße; wenn er still saß, wurde sein ganzer Körper durch nervöse Zuckungen erschüttert.

Jeder, der den alten Krieger kannte, mußte ihn lieben und hochachten; und wenn man den tie=

fen Schmerz sah, der merklich seine Gesundheit untergrub und ihn langsam, aber sicher, seinem Grabe entgegen führte, mußte man Mitleid mit einem Kummer fühlen, der so tief und herzzernagend war, wie dieser. Niemandem im Lager war unbekannt, was an diesem Herzen nagte; aber man ehrte sein Schweigen darüber und erwähnte in seiner Gegenwart nie Etwas, was nur im mindesten mit seiner verlornen Tochter zusammenhing.

Allein Erich Kettilsson selbst brach das Schweigen, welches um ihn her herrschte, dadurch, daß er zwei Ritter aufforderte, sich an das Stadtthor zu begeben und die Bewohner Stockholms im Namen der Königin Margaretha aufzufordern, die Stadt und das Schloß ihm zu übergeben.

Außerdem erhielten diese Ritter den Auftrag bei dem Stadtmagistrat die Befreiung seiner Tochter zu fordern, und diesen Auftrag legte ihnen der alte Mann mit zitternder Stimme ganz besonders ans Herz. Die Ritter versprachen zu thun, was sie könnten, und machten sich auf den Weg.

Sie kamen ans Stadtthor. Als man in der Stadt erfuhr, daß Abgesandte vom feindlichen Heer

da wären, die mit dem Stadtmagistrat über die Friedensbedingungen verhandeln wollten, wurden sie eingelassen und unter dem Zulauf einer ungeheuern Menschenmasse durch die Straßen auf das Rathhaus geführt, wo Bürgermeister und Rath, auch Bernhard als Schloßhauptmann, anwesend waren.

Nachdem sie hier ihren Auftrag ausgerichtet und den Stadtmagistrat aufgefordert hatten, in Folge der gegenwärtigen Zustände im Lande Stockholm den Händen der neugewählten Königin zu übergeben, fügten sie noch eine besondere Aufforderung an den Schloßhauptmann hinzu, sich der neuen Herrscherin zu unterwerfen und seine Macht lieber in Güte aufzugeben, als sie sich mit Gewalt aus den Händen reißen zu lassen.

Darauf antwortete Bernhard in frechem und höhnendem Ton:

— „Wenn den König Albrecht ein Unglück getroffen haben sollte, ist mir's sehr unlieb. Bis dahin aber, wo ich dieß durch Andere, als meine Feinde, bekräftigt höre, mag es mir erlaubt sein,

diese Behauptung zu bezweifeln. Bis dahin behalte ich die Macht, die ich bekleide, und gedenke nicht einen Fußbreit von dem Boden aufzugeben, den mir das Vertrauen meines Königs zur Vertheidigung übergeben hat. Ich kenne Eure Königin, ihr Fremden, blos als die Königin von Dänmark. Und diese Ehre will ich ihr gern gönnen, wenn Dänmarks Volk damit zufrieden ist, daß eine Frau auf dem Throne sitzt. Aber bei Gott und allen Heiligen! Schwedens Krone soll sie nie tragen, wenigstens nicht innerhalb der alten Mauern des Schlosses von Stockholm, so lange noch ein Funke des Lebens in dieser Brust glimmt!" —

So laut auch diese letzten Worte ausgesprochen wurden, so wurden sie doch durch das Beifallrufen der umstehenden Deutschen übertönt, die theils durch Zufall, theils in Folge erhaltener Anweisung auf dem Rathhause anwesend waren und die große Mehrzahl der Anwesenden ausmachten.

Bei dieser Meinungskundgebung flog Alf Grenerot vor Freude von seinem Stuhl empor und würde sich persönlich auf eine kräftige Weise dabei

betheiligt haben, wenn er nicht befürchtet hätte, daß die schwedischen Bewohner der Stadt, die schon erklärt hatten, daß sie dem Feind die Stadtthore öffnen wollten, durch eine solche Erklärung von seiner und der übrigen Bürgermeister Seite angereizt werden möchten, die Stadt heimlich zu verrathen. Um dieß zu verhindern und das Volk in einer guten Stimmung zu erhalten, stellte er sich, als ob er halb und halb auf die Vorstellungen der Ritter achte, und antwortete in ausweichenden und bestimmten Ausdrücken, daß, da man die Größe des Unfalles, welcher den König Albrecht betroffen habe, nicht mit Gewißheit kenne, die Anhänglichkeit der Stadt Stockholm gegen den König aber von Jedermann, auch von seinen heftigsten Feinden, geachtet werden müsse, er für seine Person auf die vorgeschlagenen Friedensbedingungen nicht eingehen zu dürfen glaube. Er beantragte deshalb, daß die Entscheidung der Sache zwei oder drei Wochen aufgeschoben werde. — „Nach Verlauf dieser Zeit" — setzte er hinzu — „werden wir besser im Stande sein, unsere wirkliche Stellung zu übersehen; und ist sie dann in der That von der Art, wie die Ge=

sandten der Königin uns andeuten, so werde ich der Erste sein, der zum Frieden räth und die jetzt vorgeschlagenen Bedingungen annimmt." —

Mehrere Bürgermeister sprachen nach ihm. Einige hegten dieselben Ansichten wie Alf; Andere dagegen waren furchtsamer und stellten ihren Kollegen im Rath vor, daß man durch einen Aufschub nicht das Geringste gewänne, denn es sei wohl außer allem Zweifel, daß der König gefangen sei und ihnen nicht weiter helfen könne. Diejenigen, welche die letztere Meinung theilten, drangen auf die Uebergabe der Stadt in die Hände der Königin noch an demselben Tage.

Auch Berthold Brun theilte diese Ansicht. Er hatte aber auch noch einen andern Grund dafür, den er natürlicher Weise nicht offen aussprach, der aber, wie er sich selbst nicht verbergen konnte, mächtig auf ihn einwirkte. Er fürchtete nämlich eine grobe Gewaltthat von Seiten der zügellosen deutschen Soldaten, denn die Erfahrung hatte so eben bewiesen, daß eine solche sehr leicht möglich war. Um dieß zu verhüten, wünschte er, daß das Heer

Erich Kettilssons sogleich in die Stadt gelassen würde und er dadurch Sicherheit für sein Leben, wenn nicht für sein Eigenthum, gewönne.

Die Mehrzahl der Bürgermeister und der Rathsmitglieder dachte jedoch keineswegs wie er. Das deutsche Interesse, von Bernhard ausgehend und von Alf Grenerot im Rath unterstützt, gewann ohne Mühe den Sieg, da alle zu dieser Partei Gehörigen zusammenhielten und erklärten, daß Stockholm bereit sei, seine Freiheit zu vertheidigen, und daß die Stadt erst nach Verlauf von drei Wochen dem Feind übergeben werden könne, wenn man eine sicherere und genauere Kenntniß von der wirklichen Lage des Königs habe, als jetzt.

Brun gab sich vergebliche Mühe, diesen nach seiner Meinung für die gesammte schwedische Bevölkerung nachtheiligen Beschluß umzustoßen. Unter tobendem Lärm wurde er von Alfs Anhängern überschrieen, und von nun an wagte Niemand mehr, seine Stimme gegen die von der großen Mehrzahl gefaßten Beschlüsse zu erheben.

Dabei blieb es auch. Die Ritter sahen ein, daß für den Augenblick nichts weiter zu thun war,

sondern daß man den Ablauf der gestellten dreiwöchentlichen Frist abwarten und sich der Hoffnung hingeben müsse, auf gütlichem Wege in den Besitz der Stadt zu kommen. Auch ihnen, als schwedischen Eingebornen, war es zuwider, gegen eine schwedische Stadt gewaltsame Maaßregeln zu ergreifen; sie wollten daher lieber einige Wochen auf die Besitznahme warten, als durch ihren Angriff einen Platz zerstören, der früher oder später doch in ihre Hände fallen mußte, da Albrecht gefangen und sein Heer geschlagen war. Demgemäß erklärten sie im Namen Erich Kettilssons, daß sie der Stadt den gebetenen Aufschub von drei Wochen unter der ausdrücklichen Bedingung gewähren wollten, daß Stockholm, falls es bis dahin von dem König oder dessen Heer nicht entsetzt worden sei, der Königin Margaretha oder deren ersten Anführer Erich Kettilsson unweigerlich übergeben werde. Die Antwort, welche Bernhard hinsichtlich des Schlosses gegeben hatte, schien die Gesandten nicht sehr zu kümmern, denn sie waren überzeugt, daß, wenn die Stadt einmal gewonnen sei, das Schloß nicht lange mehr Widerstand leisten könne.

Obwohl nun die Ritter diesen Theil ihres Auftrags ausgerichtet zu haben glaubten, so blieb ihnen doch noch der kitzlichere und bedenklichere Theil desselben übrig, für den alten Vater die geraubte Tochter zurückzufordern, und zwar von einem Mann, der so großen und so sichtbaren Einfluß auf den Stadtmagistrat besaß, dessen Unterstützung sie zur Erreichung ihres Zwecks nöthig hatten.

Bei der Darstellung dieses Punktes schilderten sie die Gefühle des alten Vaters bei der Nachricht von dem Klosterraub und die Gewaltthat im Kloster Wadstein selbst mit den glühendsten Farben und wandten sich an jedes Vaterherz mit der Bitte, ihnen jetzt behülflich zu sein, den Ritter Bernhard zu überreden, daß er die geraubte Nonne sogleich und freiwillig in's Lager zu ihrem Vater zurücksende.

Bernhard wurde leichenblaß im Gesicht, als dieser Gegenstand zuerst berührt wurde; allein er erholte sich bald wieder und verzog blos den Mund, so oft seine Handlungsweise von den Rittern in einem ungünstigen Licht geschildert wurde. Als

die letzteren geendigt hatten, nahm er das Wort und sprach: — „Es freut mich mehr, als ich mit Worten ausdrücken kann, daß Erich Kettilsson nicht vergißt, daß er Vater ist, in einem Augenblick, in welchem seine Klugheit ihm gebieten mußte, wenigstens in seinen Reden kein Zeichen von Schwäche merken zu lassen. Oder denkt er etwa, daß ich einfältig genug bin, dieß nicht zu benutzen zu wissen? — Seine Tochter ist in meiner Gewalt — gleichviel, auf welche Weise sie mein geworden ist, genug, sie ist jetzt in meiner Gewalt — und soll auch mit Gottes Hülfe darin bleiben, so lange es mir gefällt. Saget dem alten Vater, seine Tochter werde mit aller Achtung behandelt, die einem edeln unschuldigen Mädchen gebührt, allein diese Achtung gegen ihre Tugend werde nur noch vierundzwanzig Stunden fortdauern, wenn Erich Keetilsson nicht bis dahin die Belagerung aufgehoben und mit seinem Heer den Rückweg angetreten hat. Saget ihm, daß es von ihm selbst abhängen werde, ob sie meine Gattin oder — — meine Beischläferin werden soll! Saget ihm" — — —

Bei diesen Worten erhob sich Brun von seinem Platz und machte ein Zeichen, daß er sprechen wollte. Die meisten Schweden, welche im Saal anwesend waren, theilten Brun's Erbitterung über Bernhards Niedrigkeit und standen ebenfalls von ihren Bänken auf. Dadurch entstand ein Geräusch, welches den Deutschen den Verdacht einflößte, daß man ihren Landsmann Bernhard ergreifen wolle. Sie folgten darin dem Beispiel der Andern und erhoben sich gleichfalls von ihren Sitzen. Der Lärm, welchen diese heftigen Bewegungen erregten, war hinreichend, um Bernhard zu unterbrechen, allein er hinderte auch Brun, zu sprechen, wie er wünschte. Als der Letztere mehrere Male vergebens versucht hatte, sich Gehör zu verschaffen, verließ er in Begleitung sämmtlicher Schweden das Gemach.

Sobald sich die Schweden entfernt hatten, verabschiedete Bernhard die beiden fremden Ritter ganz kurz mit der bestimmten Erklärung, daß das Schicksal der Tochter nunmehr lediglich vom Vater abhänge und dieser sich selbst allein die Schuld beizumessen habe, wenn Elisif bei fortgesetzter Bela=

gerung der Stadt nicht seine rechtmäßige Gattin werde.

— „So, nun haben wir das Blatt endlich vom Mund genommen!“ — bemerkte Bernhard gegen seinen Freund Alf Grenerot, als sie bald darnach wieder allein in dem großen Rathhaussaale waren.

— „Das war rein herausgesprochen, aber ich befürchte, daß es zu deutlich war“ — erwiederte Alf.

— „Wie so? Es muß doch eigentlich die Schweden freuen, daß ich mir eine Bürgschaft für die Unthätigkeit des feindlichen Feldherrn verschafft habe!“ —

— „Wenn die schwedische Bevölkerung mit der Belagerung unzufrieden wäre, würde sie Dir diesen Bürgen ohne Zweifel anrechnen“ versetzte Alf. — „Aber jetzt ist das Verhältniß anders. Man hält unsere Feinde für Freunde, welche den Zustand der Abhängigkeit aufheben sollen, indem wir die Schweden durch unsere Anarchie erhalten. Hast Du nicht bemerkt, mit welchem Eifer Brun unsern Plänen

entgegen arbeitete? — Dieß würde er nicht gewagt haben, wenn er nicht des Beistandes seiner Landsleute in der Stunde der Noth sicher gewesen wäre, sobald es gilt, Arm und Waffen in Bereitschaft zu haben. Blutig wird die Rechenschaft, welche sie uns abfordern werden, wenn die Stadt in Erich Kettilssons Hände fällt. Dann wird kein Haupt sicher auf den Schultern eines deutschen Mannes sitzen, und wenn ich mich nicht ganz irre, so werden die Stadtmauern mit den abgeschlagenen Köpfen der Deutschen geziert werden." —

— „Du hast recht. Aber dem muß man zuvorkommen, Brun muß der Erste werden, der sein Leben einbüßt." —

— „Das hat bei einem allgemeinen Blutbad wenig zu bedeuten, wer der erste oder der letzte sein wird. Die Hauptsache ist, daß, wenn etwas geschehen soll, es sogleich geschieht. Jede Stunde Aufschub verzehnfacht unsere Gefahr. Laß Brun nur so viel Zeit, daß er alle Schweden vereinigen und sich davon überzeugen kann, daß ihr eigner Vortheil fordert, das Heer Erich Kettilssons in die

Stadt zu lassen, so wirst Du Zeuge entsetzlicher Scenen werden und wirst später bereuen, daß Du denselben nicht zuvorgekommen bist." —

— „Wohlan! So laß uns augenblicklich ans Werk gehen! Ruft die Mützenbrüder an den gewöhnlichen Versammlungsplatz auf dem Käpplingeholm zusammen! Ich will die Liste der Personen dahin mitbringen, welche getödtet werden müssen und deren Namen jeder Mützenbruder wissen muß, wenn er in dieser wichtigen Stunde in Uebereinstimmung mit dem von uns entworfenen Plänen handeln will." —

— „Die Liste ist höchst unvollständig. Es fehlen darin noch viele Namen, die hineingesetzt werden müssen. Wir können uns ja damit unterhalten, bis die Brüder versammelt sein werden" — setzte Alf mit einem unangenehmen Verziehen des Mundes hinzu.

Bernhard schien auf diesen Vorschlag einzugehen und nahm Alf mit sich ins Schloß, woselbst sie beide lange eingeschlossen blieben und sich vermuthlich in der von Alf vorgeschlagenen Weise beschäftigten.

Wir kehren inzwischen zu dem Bürgermeister Brun zurück, der sogleich nach der Versammlung auf dem Rathhause zu dem Kanonikus Ulf Olofsson gegangen war, wo er Sten Ingwarsson bereits anwesend fand. Die beiden geistlichen Männer wurden in aller Eile von dem, was vorgegangen war, und von den Besorgnissen unterrichtet, welche er wegen der persönlichen Sicherheit der schwedischen Einwohner von Stockholm hegte. Der Kanonikus theilte diese Besorgnisse, schien aber mit sich selbst noch nicht recht über die Mittel einig zu sein, durch welche man dem gefürchteten Unheil zuvorkommen könnte. Brun war dafür, so viel Schweden als möglich in der Gesellschaftsstube St. Olofs zusammenzurufen und denselben die Nothwendigkeit auseinander zu setzen, trotz des Widerstandes der Deutschen dem Feind die Stadtthore zu öffnen. In einer solchen Zusammenkunft, so bedenklich sie auch bei dem gegenwärtigen gespannten Verhältniß der Partheien war, lag nach seiner Ansicht die einzige Rettung für ihn und seine Gesinnungsgenossen. Der Kanonikus stimmte ihm darin bei, obgleich er nicht glaubte, daß die Gefahr

schon so nahe vor der Thür stünde, um eine augenblickliche Zusammenkunft nöthig zu machen.

An dieser Berathung nahm Sten nicht Theil. Verschlossen und düster saß er da und schien mit seinen Gedanken weit entfernt von dem Zimmer zu sein, in welchem er eben saß. Anders aber wurde sein Benehmen, als Brun die Antwort erwähnte, welche Bernhard den beiden abgesandten Rittern in Bezug auf Elisifs Rückkehr gegeben hatte. Seine Wangen, die in den letztverflossenen Monaten eine aschgraue Farbe angenommen hatten, erhielten plötzlich ihre frühere jugendliche Röthe zurück. Mit einer Lebhaftigkeit, welche man an dem ruhigen Mönch jetzt nicht mehr gewohnt war, rief er, sich selbst und alle Diejenigen, welche mit ihm im Zimmer waren, vergessend aus: — „Mein Gott! Mein Gott! Warum lässest Du mich diesen bittern Kelch leeren?" —

Allein augenblicklich erkennend, daß er mehr gesagt hatte, als er sollte, um sein trauriges Geheimniß fest in seiner Brust zu verwahren, faßte

er sich schnell wieder, so gut er konnte, und fuhr weiter zu sprechen fort, obwohl anfangs mit zitternder und kaum hörbarer Stimme:

— „Der gottlose Kirchenräuber hat also seine ewige Verdammniß beschlossen! Er will sein großes Verbrechen nicht durch aufrichtige Reue sühnen? Giebt es denn kein Mitgefühl, keine Gerechtigkeit mehr auf Erden?“ —

Der Kanonikus hörte diesem Ausbruch von Theilnahme, der ihm viel zu heftig für einen Mönch vorkam, aufmerksam zu; allein er erinnerte sich bald, daß Sten die Mönchskutte noch nicht lange getragen hatte und deshalb noch nicht vollkommen Meister über sich selbst geworden war.

— „Dein Unwille ist gerecht, Bruder“ — sagte er — „denn das Verbrechen ist in der That himmelschreiend. Es ist dem frechen Verhöhner der ewigen Gesetze Gottes nicht genug, daß er eine Braut Christi aus dem Heiligthum des Tempels, diesem zu allen Zeiten und unter allen Völkern

befriedeten Orte, raubt; er will sein Verbrechen auch noch dadurch vergrößern, daß er dem Vaterherzen die entsetzliche Wahl zwischen seiner Pflicht gegen Königin und Vaterland auf einer Seite und zwischen der zeitlichen und ewigen Aufopferung seines einzigen Kindes auf der andern Seite läßt. In der That, eine entsetzliche Wahl!" —

— „Hier ist nicht die Zeit zu klagen, Freunde, hier muß gehandelt werden!" — nahm Brun mit Wärme das Wort. — „Die fromme Schwester ist ohne Rettung verloren, wenn sie ihrem Gefängniß nicht entrissen wird, bevor die Sonne Morgen untergeht. Die Frage ist nur, auf welche Weise sie befreit werden kann, mitten unter den aufmerksamen Wachen, mit denen sie Tag und Nacht umgeben ist." —

— „Sie muß befreit werden, und sollte es auch tausend Menschenleben kosten!" — rief Sten.

— „Allein wie soll dieß bewerkstelligt werden?" — fragte Brun.

— „Der Ritter hat ja die Dispensation des heiligen Vaters nicht in seinen Händen!“ — fuhr Sten fort. — „Ich glaube, daß er fähig ist, viel Böses zu thun; aber sollte er sich der Kirche so offen zu widersetzen wagen? — Sollte er nicht den Bannstrahl fürchten, der schon manchen Kühneren zerschmettert hat, als er ist?“ —

— „Für Bernhard ist der Kirchenbann ohne Bedeutung, so lange er, wie jetzt, die Macht in den Händen hat“ — erwiederte Brun. — „Wenn Elisif gerettet werden soll, so muß es durch die Flucht geschehen; denn auf eine Nachgiebigkeit von seiner Seite ist nicht zu rechnen. Ich komme also auf die frühere Frage zurück: — „„Wie soll diese Flucht bewerkstelligt werden?““ —

— „Ich erkenne, daß ihre Rettung einzig und allein in der Flucht liegt“ — versetzte der Kanonikus — „aber gerade darum fürchte ich den Ausgang jedes Rettungsversuchs, denn was läßt sich wohl gegen die vielen Vorsichtsmaßregeln ausrichten, die man angewendet hat?“ —

— „Elisif muß gerettet werden! Ich übernehme die Ausführung ihrer Flucht“ — rief Sten. Zugleich warf er sich auf die Knie vor dem Kanonikus, ergriff heftig dessen Hand, bedeckte sie mit Küssen und setzte hinzu: — „Gieb mir Deinen Segen, Bruder!“ —

Der Kanonikus legte andächtig beide Hände auf Stens gesenktes Haupt und segnete ihn mit den Worten: — „Gehe in Frieden, Du Diener des Herrn!“ —

Sten erhob sich, nachdem er den Segen empfangen hatte. Es lag Etwas höchst Bestimmtes in seinem Ausdruck, was zu sagen schien: — „Verlaßt Euch auf mich, Freunde! Ich werde siegen oder sterben!“ —

So trennten sie sich bald darnach, ohne daß einer von ihnen ahnte, was der kommende Tag in seinem Schooße barg.

Von hier aus begab sich Sten nach Bernhards Haus, wo er in seiner Eigenschaft als Beicht-

vater Elisifs sogleich Eintritt fand. Im Verlauf seiner geistlichen Verrichtung erhielt er Gelegenheit, Elisif unbemerkt von Allem, was vorgefallen war, in Kenntniß zu setzen. Sie lauschte auf jedes Wort, was er sagte; aber aus der Tiefe ihres Herzens drängte sich ein Seufzer hervor, als sie den mißlungenen Versuch erfuhr, den ihr Vater zu ihrer Rettung gemacht und die niederschlagende Antwort, die ihm Bernhard gegeben hatte. Sten ermahnte sie, die Geduld nicht zu verlieren. — „Fürchte nichts, fromme Schwester! Noch ist nicht Alles verloren!“ — sprach er tröstend zu ihr — „Deine baldige Rettung wird durch freundliche Hand schon vorbereitet. Halte Dich in der nächsten Nacht zur Flucht bereit, sobald Dir ein Zeichen von der Gartenmauer gegeben wird. Unter dem Beistand der heiligen Juugfrau wirst Du Dein theures Asyl in Wadstein bald wieder sehen! —

Elisif dankte ihm für diese freundliche Nachricht und versprach pünktlich zu thun, was er ihr geheißen hatte.

Den übrigen Theil des Tages beschäftigte sie sich wie gewöhnlich mit Stickereien, um auch nicht den leisesten Argwohn bei der Dienerschaft zu erregen, die durch ihr ruhiges und fügsames Benehmen in Sicherheit eingewiegt worden war. Erst später beim Einbruch der Nacht, wenn Alles im Hause still sein würde, wollte sie einige kleine Vorbereitungen zu ihrer bevorstehenden Flucht treffen.

Bernhard hatte inzwischen, von einer gewissen innern Unruhe getrieben, vielleicht auch um sich mit eignen Augen zu überzeugen, ob seine Befehle genau befolgt worden wären, sich zeitiger vom Schloß nach Hause begeben, als es zu der bevorstehenden Zusammenkunft auf dem Käpplingeholm nöthig war. Gegen seine sonstige Gewohnheit ließ er sich bei Elisif anmelden. Sein Aussehen war düsterer, als es das junge Mädchen je gesehen hatte, und seine Begrüßung war kurz und trocken. Elisif ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken. Sie wiederholte mit Wärme ihren schon oft ausgesprochenen Wunsch, ins Kloster zurückzukehren, und setzte dieß-

mal hinzu, daß, da ihr Vater nach einem ihr zu Ohren gekommenen Gerücht mit dem ganzen feindlichen Kriegsheer draußen vor der Stadt liege, er seine Tochter gewiß von dem Klosterräuber zurückfordern werde.

— „Er hat es bereits gethan“ — fiel ihr Bernhard mit einem bittern Hohnlächeln ins Wort.

— „Und welche Antwort hast Du ihm auf sein Verlangen gegeben?“ — fragte die Nonne.

— „Daß Du mein bist und mein bleiben wirst“ — entgegnete der Ritter, der sich nun ein Vergnügen daraus machte, die Nachricht über den Erfolg der vom Lager in die Stadt geschickten Gesandtschaft langsam und gewissermaßen in kleinen Portionen der armen Gefangnen mitzutheilen.

Elisif hörte ihm geduldig zu, bis er fertig war; dann nahm sie das Wort mit einer Freimüthigkeit, die anfangs Bernhards Verwunderung erregte, dann aber den schon lange in seiner Brust glimmenden Verdruß, daß sich ein schwaches Weib

seinen Wünschen zu widersetzen wagte, zur vollen Flamme anfachte. — „Ich habe viel Nachsicht gegen Dich gezeigt" — äußerte er unter andern bei diesem Ausbruch seiner Wuth. — „Wo ich befehlen konnte, habe ich blos gebeten. Jetzt will ich die Macht benutzen, die ich gutmüthig und in der Hoffnung ungebraucht ließ, daß Du Dein eignes Wohl erkennen und mir Dein Herz mit Freude übergeben würdest. Du hast Dich geweigert, meine Gattin zu werden — gut — Du sollst Deinen Willen haben. Du sollst anstatt dessen meine — hahaha — — das gefällt Dir vielleicht besser! — Wie Du willst — — gern sollst Du bei einer solchen Kleinigkeit Deinen Willen haben! — Aber das sage ich Dir, meine Schöne, morgen nach dem Abendgebet lasse ich mein Hochzeitbett bereiten, und da Du es nicht so geuau mit den Formen nimmst, so will ich es noch weniger genau damit nehmen! Hahahaha!"

Mit diesen Worten verließ er die unglückliche, bestürzte Elisif, die nach seiner Entfernung in ein konvulsivisches Weinen verfiel, das bis tief in die Nacht währte.

Bevor aber Bernhard sein Haus verließ, hatte er Hans und der übrigen Dienerschaft streng Befehl gegeben, die Gefangne noch sorgfältiger als bisher zu bewachen und unter keinem Vorwand irgend einen Menschen, auch ihren Beichtvater nicht, zu ihr zu lassen.

Ende des zweiten Theils.

Druck von C. H. Voigt in Rochlitz.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eichel, Carl

Kloster Wadstein Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von C. Eichel

Bd.: 2

Leipzig 1849

P.o.germ. 1816 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124815-7